

Der Beitrag der Theologie in den gegenwärtigen kirchlichen Herausforderungen

Dokumentation eines Symposiums
der Evangelischen Kirche in Deutschland
(Wuppertal, 23.-25. Januar 2009)

KIRCHE IM AUFBRUCH



Evangelische Kirche
in Deutschland

Aus dem Inhalt:

Der Beitrag der Theologie in den gegenwärtigen kirchlichen Herausforderungen

- ▶ »Zur Dokumentation der Tagung« 4
- ▶ Dr. Thies Gundlach:
»Begrüßung und Hinführung« 4

Kirche im Spannungsfeld von Gottes Werk und Menschenwerk

- ▶ Prof. Dr. Wilfried Härle:
»Organisation und Institutionalität der Kirche « 6
- ▶ Dr. Peter F. Barrenstein:
»Überlegungen aus empirisch-praktischer Sicht« 13
- ▶ »Reaktionen und Fragen aus den Arbeitsgruppen« 18

Kirche im Spannungsfeld von Institution und Organisation

- ▶ Prof. Dr. Jan Hermelink:
»Organisation und Institutionalität der Kirche – eine theologische Konfliktanalyse « 20
- ▶ Claudia Fischer-Appelt:
»Überlegungen aus empirisch-praktischer Sicht« 27
- ▶ »Reaktionen und Fragen aus den Arbeitsgruppen« 43

Kirche im Spannungsfeld von Versammlung der Gläubigen und offener Gesellschaft

- ▶ Prof. Dr. Hans M. Gutmann:
»Überlegungen aus Sicht der theologischen Wissenschaft« 45
- ▶ Prof. Dr. Michael N. Ebertz:
»Überlegungen aus empirisch-praktischer Sicht« 49
- ▶ »Reaktionen und Fragen aus den Arbeitsgruppen« 57

Zweifel und Zuversicht

- ▶ Dr. Peter Bukowski:
»Eine Geschichte aus den ersten Tagen kirchlicher Reformprozesse« –
Predigt über Johannes 20, 1-12 59

Zusammenfassung und Ergebnissicherung

- ▶ Dr. Martin Dutzmann, Isolde Karle, Christoph Anders:
»Beobachtungen aus den Arbeitsgruppen« 63
- ▶ Thorsten Latzel:
»Impulse und Anstöße des Symposions« 66

Anhang

- ▶ Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter 69
- ▶ Tagungsprogramm 70

Begrüßung und Hinführung

Von Dr. Thies Gundlach

»Der Beitrag der Theologie in den gegenwärtigen kirchlichen Herausforderungen«, Symposium der Evangelischen Kirche in Deutschland, Wuppertal, 23. – 25. 1. 2009

In der Schrift »Kirche der Freiheit. Perspektiven der evangelischen Kirche im 21. Jahrhundert« war viel die Rede von Strukturen und Organisation, von Zielen und Zahlen, von Effektivität und Evaluation. Das führte zu dem wiederholten Einwand, dass der Reformprozess sich verliere in Organisationsdebatten und wenig beitrage zur geistigen Situation unserer Zeit. Daran mag richtig sein, dass das unmittelbare Anliegen eines Reformprozesses in der Regel nicht durch theologische Einsichten entzündet wird, sondern durch nüchterne Herausforderungen von Fi-

nanzengpässen, Mitgliederschwund und Ressourcenreduzierung.

Diese theologiefernen Entstehungsbedingungen sollten aber nicht dazu verführen, auch die Gestaltungsbedingungen der Reform für theologiefern zu halten. Denn in den Reformthemen geht es von Anfang an um theologische Fragen: nach der Qualität der Gottesdienste und Kasualien, nach der Erkennbarkeit bzw. dem Profil des Evangelischen, nach der geistlichen Substanz und theologischen Kompetenz der Gemeinden und unserer Kirche.

Die zwölf Leuchtfelder spiegeln keineswegs zuerst technokratische Ziele, sondern Zukunftsbilder einer geistlich dichten und spirituell kompetenten Kirche.

Zur Dokumentation der Tagung

Die Bedeutung und die Funktion der wissenschaftlichen Theologie für die Kirchenleitung nennt F.D.E. Schleiermacher in seiner Schrift »Kurze Darstellung des Theologischen Studiums ...« klar und deutlich: »Die christliche Theologie ist sonach der Inbegriff derjenigen wissenschaftlichen Kenntnisse und Kunstregeln, ohne deren Besitz und Gebrauch eine zusammenstimmende Leitung der christlichen Kirche, d.h. ein christliches Kirchenregiment, nicht möglich ist« (Kurze Darstellung, § 5).

In Zeiten der Veränderungen innerhalb und außerhalb der Kirche bedeutet dies, dass die wissenschaftliche Theologie in besonderer Weise gefragt ist

- als ein Dienst an der Kirche, der Kirchenleitung ermöglicht, orientiert und anregt,
- und als ein Dienst der Kirche, da die Theologie als Lebensäußerung der Kirche zugleich selbst Teil der Veränderung ist.

Vor diesem Hintergrund hat der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland zu einem Symposium Vertreter/innen aus der wissenschaftlichen Theologie, kirchenleitende Personen und Vertreter/innen aus den Bereichen Diakonie und Ökumene eingeladen. Diese Veranstaltung fand unter der Überschrift »Der Beitrag der Theologie in den gegenwärtigen kirchlichen Herausforderungen« vom 23. bis 25. Januar 2009 im Theologisches Zentrum Wuppertal statt. Unter den mehr als 60 Teilnehmer/innen stellte jede der drei Gruppen etwa ein Drittel.

Die Dokumentation gibt die Texte der Vorträge wieder. Die Frage nach dem Beitrag der Theologie beleuchten in jedem der drei Themenkreise jeweils ein Referat aus der Innen- und eines aus der Außenperspektive. Daneben sind wichtige Fragen und Reaktionen, die sich für jeden Themenbereich in den sich anschließenden Arbeitsgruppen ergaben, kurz notiert. Am Ende stehen die Beobachtungen aus diesen Gruppen, die zu Anfang der abschließenden Podiumsdiskussion Impulse setzen. Vervollständigt wird die Dokumentation schließlich durch den Text der Predigt im Gottesdienst am Sonntagvormittag.

Jürgen-Peter Lesch

Diejenigen, die die Organisationsüberlegungen der Reformprozesse in den Kirchen in Ruhe zur Kenntnis nehmen, sahen bald, dass es in, mit und unter allen Reformüberlegungen um die Stärkung der geistlichen und theologischen Überzeugungskräfte der evangelischen Kirche geht. Natürlich wird jede Reformanstrengung auch in Zukunft an Strukturen und Prozessen arbeiten, denn wir können uns ja nur auf das konzentrieren, was in unserem Einflussbereich liegt, also auf Gestaltung der sichtbaren Kirche nach möglichst einsichtigen Gesichtspunkten. Aber in all diesen Organisationsanstrengungen steckt zuvörderst ein inhaltliches, geistliches Ziel: Die Vision einer nahen, beheimatenden, einladenden, überzeugenden Kirche, einer Kirche, die das Evangelium von Jesus Christus den Vertrauten und Suchenden, den Fragenden und Fernstehenden, den Zweiflern und den Hoffenden so zu sagen versteht, dass es die Herzen berührt und die Seele öffnet.

Natürlich: Jeder geistlich erfahrene und theologisch versierte Mensch weiß, dass man dieses Berührtsein nicht herstellen oder machen, nicht erzwingen oder einfordern kann, und dass wir gut daran tun, dieses Nichtkönnen zu erinnern. Aber dieses Nichtkönnen zu wissen und dennoch unser Möglichstes tun, um das Evangelium geschehen zu lassen, das ist das Kernanliegen des Reformprozesses.

Dies ist – bei aller inhaltlichen Verschiedenheit unserer Arbeitsplätze in Universitäten, Werken, kirchlichen Ämtern oder anderen Einrichtungen – auch an diesem Wochenende unsere gemeinsame Basis: Wir bringen alle eine große Leidenschaft für die Theologie und für die Kirche mit. Niemand baut leichtsinnig Strukturen der Kirche um und niemand wird leichtsinnig behaupten wollen, die Bedingungen gelingender Verkündigung benennen zu können. Daher versucht das Symposium in den nächsten beiden Tagen, den Beitrag der Theologie in den gegenwärtigen kirchlichen Herausforderungen als Beitrag zur Klärung dieser wechselseitigen Implikationen anzugehen. Denn der Beitrag der Theologie entscheidet sich schon an der Einschätzung der gegenwärtigen Herausforderungen; es gibt keine untheologische, neutrale Beschreibung der Herausforderungen, auf die dann unterschiedliche Theologien angewandt werden. Wir hören immer beides zugleich: theologische Situationsanalyse und situative Theologieanalyse! Und wir haben dies kenntlich zu ma-

chen versucht durch drei sich hoffentlich bewährende, konzeptionelle Grundentscheidungen für dieses Symposium:

1. Zuerst durch die Themenwahl: Wir wollen uns in Spannungsfeldern bewegen. Es geht nicht um den Abgleich theologischer Positionen und gewichtiger Texte, die dann durch den jeweils nächsten Text wieder überboten werden, sondern es geht um geistige Spannungsfelder, die Reformbefürworter wie Reformskeptiker gleichermaßen bestimmen. Grundlegend die Spannung zwischen Gottes Werk und des Menschen Beitrag, ekklesiologisch die Spannung zwischen der Kirche als Institution oder als Organisation und konkretisiert im Blick auf die Spannung zwischen Gemeindeverdichtung und Angebotsorientierung.
2. Neben die Themenwahl tritt die kommunikative Struktur dieser Tagung: Auf jeden wissenschaftlich-theologischen Impuls folgt eine Reaktion aus stärker praxis- bzw. organisationsbezogener Perspektive. So sollen nicht nur die verschiedenen konzeptionellen Zugänge deutlich, sondern auch das gemeinsame Ringen eröffnet werden, ein Ringen um den rechten Beitrag der Theologie zu den recht verstandenen gegenwärtigen kirchlichen Herausforderungen.
3. Zuletzt: Wir haben viel methodischen Einfallsreichtum aufgeboden, um uns beim Nachdenken selbst zuzuschauen: es wird also ausgiebige Gruppenphasen geben, von Beobachtern begleitet, die am Sonntag ihre Wahrnehmungen zu unserer Diskurskultur einfließen lassen in die Zusammenschau der Ergebnisse.

Wir sind dankbar für alle, die sich bereiterklärt haben, mitzuwirken; es sind ja immer auch Herzblood und Glaubenstiefe, die sich in solchen Symposien begegnen. Deswegen sind wir vom Reformbüro ziemlich aufgeregt; wir wünschen Ihnen und uns von Herzen gute Begegnungen, und wir wollen bei allen Diskursen nicht vergessen, dass wir am Samstagabend gemeinsam lachen und am Sonntagmorgen gemeinsam beten wollen. Das war früher immer die saloppe Beschreibung einer guten Gemeinde: ordentlich streiten, kräftig feiern und innig beten! Das sollte auch dieses Wochenende auszeichnen. 

Kirche im Spannungsfeld von Gottes Werk und Menschenwerk

Kirche im Spannungsfeld von Gottes Werk und Menschenwerk – »Überlegungen aus Sicht der theologischen Wissenschaft«

Von Prof. Dr. Wilfried Härle

I. Einführungsvortrag

1. Anknüpfung an die Diskussion aus dem Jahre 2006

Als im Juli 2006 vom Rat der EKD das Impulspapier »Kirche der Freiheit – Perspektiven für die evangelische Kirche im 21. Jahrhundert« veröffentlicht wurde, erreichte mich die Bitte, dazu für die ‚Zeitzeichen‘ eine Stellungnahme zu verfassen. Im Oktober-Heft 2006 erschien mein Text in den Zeitzeichen unter der von der Redaktion vorangestellten Überschrift: »Als ob alles Beten nichts nützt. Das EKD-Papier zur Reform des deutschen Protestantismus hat theologische Schwächen«. Zwar ist der Halbsatz: »Als ob alles Beten nichts nützt« nur die Hälfte des von mir damals verwendeten Lutherzitates, das sagt: »Wir sollen arbeiten, als ob alles Beten nichts nützt, und beten, also ob alles Arbeiten nichts nützt«. Aber diese Hälfte trifft weithin die Haltung, die ich in dem Impulspapier wahrnahm, und das empfand und empfinde ich in der Tat als eine theologische Schwäche. Das dürfte auch der Grund dafür sein, warum ich heute hierher eingeladen bin, um über »Kirche im Spannungsfeld von Gottes Werk und Menschenwerk« mit Herrn Barrenstein, als einem der Autoren des Textes, und mit Ihnen nachzudenken und zu reden.

Ich gehe nicht davon aus, dass Sie zur Vorbereitung auf dieses Symposiums meinen Text von 2006 gelesen haben, deshalb möchte ich zunächst die für mich entscheidende Passage aus meiner damaligen Stellungnahme zu zitieren, weil daraus hervorgeht, was ich damit meine und was nicht:

»Als den schwerwiegendsten Mangel des ganzen Textes empfinde ich die Tatsache, dass das für eine solche kirchliche Selbstbesinnung aus evangelischer Sicht maßgebliche Verständnis der Kirche als Werk Gottes und Geschöpf des Evangeliums keine grundlegende und orientierende Bedeutung gewonnen hat. Erst ganz am Ende (S. 100f.) wird klar formuliert, dass die Kirche durch das freie Wirken des Geistes Gottes, gebaut, erhalten und zu dem gemacht wird, was sie sein soll. Zwar wird dieser Gedanke

schon einmal auf S. 33 im Anschluss an Luthers (und Calvins!) Unterscheidung zwischen dem äußeren Wort und dem inneren Zeugnis des Heiligen Geistes kurz gestreift, diese Einsicht bleibt aber sowohl an dieser Stelle wie auch für das ganze Papier leider folgenlos.

Um nicht missverstanden zu werden: Dass dieser Text so konkrete, praktische, energische Vorschläge macht, Ziele und Wege beschreibt, kritisiere ich nicht, sondern lobe es ausdrücklich. Dieses Impulspapier ist ins Gelingen verliebt, und das empfinde und beurteile ich als erfreulich und ermutigend. Aber der Text steht in der großen Gefahr, dabei die Elemente aus dem Blick zu verlieren, die wir nur erhoffen und von Gott erbitten, aber nicht machen oder herstellen können. Ziemlich am Beginn heißt es im Blick auf die derzeitige religiöse Situation: ‚Es ist nicht mehr peinlich, ... nach dem zu fragen, was größer ist als das Kaufbare, Machbare und Gestaltbare‘ (S. 14). Man wünschte, die Verfasser des Impulspapiers hätten sich ein wenig mehr von diesem Geist anstecken lassen. Ihre Leidenschaft für die Realisierung des Möglichen wäre dadurch nicht geringer, wohl aber geistlich fundierter geworden. ...

Nach meiner Auffassung hat das darin erkennbar werdende Defizit deswegen eine so große (negative) Bedeutung, weil an ihm nicht nur – wider Willen! – abgelesen werden könnte, was bzw. wie wenig die evangelische Kirche für ihre eigene Zukunft von Gott erhofft, erbittet und erwartet, sondern auch, was bzw. wie wenig sie den Menschen als Grund des Vertrauens auf Gott zu verkündigen hat. Dass wir arbeiten sollen, als ob alles Beten nicht nützte, davon ist in dem Text viel zu spüren. Dass wir beten sollen, als ob alles Arbeiten nichts nützte, das findet sich dagegen allenfalls in Spurenelementen.«¹

Ich würde meine Zustimmung und Kritik im Rückblick auf das Impulspapier »Kirche der Freiheit« auch heute nicht wesentlich anders formulieren, und ich sehe auch heute noch einen Zusammenhang zwischen dem, was eine Kirche

selbst von Gottes Wirken erwartet, und dem, was Menschen vom Wirken Gottes für ihr Leben erwarten dürfen, wenn sie der Verkündigung dieser Kirche trauen. Aber ich möchte ausdrücklich und nachdrücklich hinzufügen, dass die von mir damals geäußerte Kritik sich *nicht* auf den Eröffnungsvortrag bezieht, den der Ratsvorsitzende auf dem Zukunftskongress der EKD gehalten hat, der vom 25.-27. Januar 2007 in Wittenberg stattfand. Vielmehr ist es dem Ratsvorsitzenden mit diesem Vortrag m. E. überzeugend gelungen, die berechnete theologische Kritik konstruktiv aufzunehmen und zu verarbeiten. Gerade deshalb empfinde ich es als bedauerlich, dass dieser Eröffnungsvortrag bei weitem nicht so verbreitet wurde und so bekanntgeworden ist wie das Impulspapier »Kirche der Freiheit«.²

2. Ein Impuls aus der theologischen Ausbildung

Dass die Frage nach dem Verhältnis von Gottes Werk und Menschenwerk eine grundsätzliche Anfrage an uns als Theologen ist, ist mir durch einen Artikel deutlich geworden, den mein Freund und Kollege Gert Hartmann unter dem Titel »Kirche leiten, als ob es Gott gäbe« 2008 in der Festschrift für Altbischof Hirschler veröffentlicht hat. Hartmann schreibt dort:

»Ich habe im Theologischen Seminar der EKH in Herborn lange Zeit Vikarinnen und Vikare in den Fächern Kirchentheorie und Seelsorge ausgebildet. Dabei zeigten sich häufig Hemmungen, in seelsorgerlichen Gesprächen gelegentlich auch von Gott oder Christus zu reden. Normalerweise habe ich dann Zeit eingeräumt, über diese Verlegenheit zu sprechen, ihren persönlichen und zeitgeschichtlichen Ursachen nachzugehen, berechnete von trügerischen Motiven zu unterscheiden und Auswege zu suchen.

Als solche Scheu wiederum eingestanden wurde in einer ... Gruppe, in der wir darüber schon mehrmals gesprochen hatten, konnte ich von einer erneuten Reflexion nur die Wiederholung von schon oft Gesagtem erwarten. Deshalb bat ich die Gruppe, sich auf ein kleines Rollenspiel einzulassen, das mir angesichts ihrer Verlegenheiten spontan eingefallen war. Es würde eine nonverbale Wahrnehmungsübung sein, sagte ich ihnen. Die würde zwei Teile haben, ich könnte ihnen den zweiten Teil aber noch nicht verraten.

Nachdem die Beteiligten zugestimmt hatten, erläuterte ich ihnen den ersten Teil: Sie sollten sich vorstellen, ich sei Bewohner eines Altenheimes, dem sie aus bestimmtem Anlass gerne eine biblische Geschichte erzählen würden. Sie sollten nacheinander zu mir kommen, sich mir gegenüber setzen, nichts sagen und nur etwa eine Minute lang den Gedanken und Gefühlen nachspüren, die sich in ihnen regten bei dem Vorhaben, ihrem Wunsch oder Pflichtgefühl entsprechend mit mir von Gott zu reden. Sie folgten der Anweisung, kamen nacheinander zu mir, blieben eine Weile und gingen an ihren Platz zurück.

Daraufhin bat ich sie, das Gleiche noch einmal zu tun bei einer kleinen Veränderung der Situation: Ich stellte einen Stuhl auf einen Tisch in meiner Nähe und sagte ihnen, sie sollten sich vorstellen, dort säße der Gott, von dem sie reden wollten. Der sei also dabei. Sonst sollte alles ablaufen wie beim ersten Mal. Nachdem auch diesmal alle Mitglieder der Gruppe mich besucht hatten, einige mit einem kurzen Aufblick zu »Gottes Thron«, und zu ihrem Platz zurückgekehrt waren, blieben sie lange stumm.

Als ich sie schließlich bat, etwas von ihren Erlebnissen zu erzählen, sprudelten die Äußerungen heraus, als sei ein Ventil geöffnet worden: Im zweiten Teil der Übung seien alle Hemmungen abgefallen. – Alles schien jetzt möglich. – »Ich hätte mit Ihnen Karten spielen oder beten können, alles wäre in Ordnung gewesen«, meinte einer. – Nichts mehr von Herzklopfen oder von Verspannungen in Hals und Schulter, die im ersten Teil spürbar gewesen waren – »Das ist ja verrückt«, sagte einer, »da studiert und grübelt man jahrelang, dann kommt einer mit so einer komischen Übung, und alles sieht anders aus.«

... Die Hemmungen der Vikarinnen und Vikare (von denen ich selbst nicht frei bin) resultierten... nicht aus der Angst vor einem allzu streng vorgestellten Gott, der mit dem Evangelium eines gnädigen Gottes zu begegnen gewesen wäre. Entbehrt wurde vielmehr eine irgendwie spürbare und machtvolle Gegenwart Gottes. Dieser Mangel wurde ausgeglichen, als der leere Stuhl zu einem wirksamen Symbol der Gegenwart eines Gottes wurde, dem etwas zuzutrauen und von dem etwas zu erwarten ist.

Ich habe aufgrund vieler Gespräche den Eindruck: Blockaden dieser Art sitzen eher in unseren Köpfen. Sie sitzen weniger in unseren Gefühlen oder in der Fantasie, die sich ja von den

Symbolen (Gottesbildern) ohne weiteres ansprechen lassen. Fremd allerdings bleiben oft die Bilder von Gottes Macht – und damit seiner Wirksamkeit! Das mag auch daran liegen, dass Gefühl und Fantasie sich wehren, auch rätselhaftes und erschreckendes Geschehen als Wirken Gottes anzunehmen. Gewichtiger ist, dass es dem Kopf zurzeit kaum gelingt, Gottes Handeln im Weltgeschehen zu denken, und dass deshalb die Bilder von Gottes wirksamer Macht kaum den Weg in unser Gefühl und unsere Fantasie finden.«³

Soweit der Bericht und die Reflexionen von Gert Hartmann, die mir ganz ungesucht gerade in den Tagen in die Hände fielen, als ich mich erstmals an die Vorbereitung meines Beitrags für dieses Symposions machte. Dass ich sie gerne und mit großer Zustimmung aufgegriffen habe, können Sie sich sicher lebhaft vorstellen. Aber sie ersparen uns natürlich nicht die entscheidende, im Kopf sitzende theologische Frage, wie denn ehrlich, angemessen und verantwortbar von Gott und seinem Wirken geredet werden könne (und solle), gerade wenn es um die Frage nach dem »Beitrag der Theologie in den gegenwärtigen kirchlichen Herausforderungen« geht. Und damit bin ich bei meinem dritten Punkt.

3. Theologische Besinnung auf das Verhältnis von Gottes Werk und Menschenwerk

Aus den Äußerungen der Vikarinnen und Vikare in dem Beispiel, von dem Gert Hartmann berichtet, geht eine deutliche Verwunderung und rückblickende Ratlosigkeit darüber hervor, dass man durch das Theologiestudium offenbar nicht (jedenfalls nicht hinreichend) gelernt habe, mit dem Wirken Gottes zu rechnen und vom Wirken Gottes zu reden. Ich halte die darin zum Ausdruck kommende Defizitanzeige und Kritik für berechtigt und verständlich.⁴ Das Thema »Gottes Wirken« oder »Gottes Werk« gehört jedenfalls nicht zu den übermäßig häufig und übermäßig ergiebig behandelten Themen in der gegenwärtigen Theologie. Die für mich beste Hilfe habe ich bei den Reformatoren gefunden, einerseits in Luthers Schrift über den unfreien Willen von 1525, wo er von Gottes Alleinwirksamkeit und von des Menschen Mitwirkung mit Gott spricht, und andererseits in Artikel V der Confessio Augustana von 1530. Luther schreibt⁵:

»Bevor der Mensch erneuert wird zu einer neuen Kreatur des Reiches des Geistes, tut er nichts, unternimmt er nichts, wodurch er sich

zur Erneuerung und zum Reich bereitet. Ist er dann neu geschaffen, tut er nichts, unternimmt er nichts, wodurch er in diesem Reich bliebe. Sondern beides wirkt allein der Geist in uns, der uns ohne uns neu schafft und uns neu Geschaffene erhält... Aber er wirkt nicht ohne uns, die er eben dazu erneuert hat und erhält, dass er in uns wirke und wir mit ihm zusammenwirken. So predigt er, erbarmt sich der Armen, tröstet die Angefochtenen durch uns.«

Die eine grundlegende Unterscheidung, mit der Luther operiert, ist die zwischen dem Geschaffen- und Erhaltenwerden des Menschen als neues Geschöpf, das alleine Gottes Werk ist, und der Mitwirkung dieses erneuerten Menschen mit Gott, zu der er von Gott berufen ist.

Um dies nicht misszuverstehen, ist freilich eine zweite Unterscheidung nötig, die Luther hier ebenfalls voraussetzt und die Melancthon in Art. V der Confessio Augustana gut herausgearbeitet hat. Es ist die Unterscheidung zwischen dem äußeren Vollzug des menschlichen Handelns im Auftrag Gottes (Predigen, Sakramente spenden, Sich-Erbarmen, Trösten) und dem, was dieser äußere Vollzug in den Menschen bewirkt. Dieser äußere Vollzug, das »äußere bzw. leibliche Wort«, wie Melancthon es nennt,⁶ ist uns Menschen aufgetragen. Das zu verkündigen ist nicht Gottes Werk, sondern des Menschen Werk und Aufgabe. Und es gibt etwas, das ich eine frömmelerische Häresie nennen möchte: die Annahme, dass Gott für das zuständig sei, was in Wahrheit unsere Aufgabe ist. Und unsere Aufgabe ist die sorgfältige, authentische, verständliche Verkündigung des Evangeliums von Jesus Christus als äußeres Wort in der Hoffnung, dass dadurch Glaube an Jesus Christus entsteht. Aber dass durch dieses menschliche, äußerliche, leibhafte Wort tatsächlich in Menschen Glaube geweckt wird und entsteht, das ist allein Gottes Werk. Das können wir nicht bewirken und sollen es auch nicht versuchen.⁷

Hier droht freilich noch ein weiteres Missverständnis. Das besteht darin, als würde Gott seinen Geist, der Glauben weckt, unabhängig von äußeren Zeichen und Worten – sozusagen freischwebend – geben. Nein, Gott bindet sich an das äußere, menschliche Wort der Verkündigung ebenso wie an die äußeren, sichtbaren, spürbaren, schmeckbaren Zeichen des Sakraments; er will Menschen nicht anders begegnen als durch diese äußere Vermittlung. Und: Das Wirken des Geistes bzw. des inneren Wortes besteht darin, die Verlässlichkeit und Wahrheit des äußeren

Wortes für einen Menschen gewiss werden zu lassen und zwar sowohl denen, die dieses Wort als Zeugen des Evangeliums verkündigen, als auch denen, die es als nahe- oder fernstehende hören. Anders gesagt: Das Glauben weckende Wirken des Heiligen Geistes geschieht nicht (die Reformatoren sagen: *nie*) abseits vom äußeren Wort und Zeichen, neben oder über ihm, sondern nur an ihnen und durch sie. Aber die Verkündigung des Wortes und der Empfang der Sakramente bewirken nicht automatisch Glauben.

Die Wichtigkeit und Heilsamkeit dieser Unterscheidung kann jedem Christenmenschen bewusst werden, der als Mitmensch, als Vater oder Mutter, als Lehrerin oder Pfarrer oder als Erzieherin anderen oder auch sich selbst die christliche Botschaft so vermitteln möchte, dass dadurch Glaube geweckt wird. Die Unterscheidung zwischen äußerem Wort und Wirken des Geistes macht deutlich, was wir in diesem Bereich tun können und sollen und was nicht: Wir können und sollen die christliche Botschaft so klar und verständlich, so gewinnend und liebenswürdig, so überzeugend und einladend wie möglich bezeugen, aber wir haben es nicht in der Hand, diese Botschaft für Menschen zur Gewissheit werden zu lassen, so dass sie darauf ihr Vertrauen setzen, also daran glauben. Das kann beim ersten Hören deprimierend wirken: »So wenig sollen wir können?« Und auf Theologiestudierende, die gerne den christlichen Glauben ausbreiten und anderen Menschen vermitteln möchten, wirkt das oft enttäuschend. In Wirklichkeit ist es befreiend und entlastend. Es kann entlasten von Selbstanklagen und Vorwürfen, wenn es einem nicht gelungen ist, sich selbst, die eigenen Kinder, Menschen, die den Gottesdienst oder den Religionsunterricht besuchen, oder andere nahestehende Menschen zum Glauben zu bringen. Das haben wir nicht in der Hand. Das wirkt Gott durch seinen Geist – wo und wenn er will. Und das ist gut so; denn andernfalls würden ja wir die Verantwortung tragen für unsere erfolglose Verkündigung – und sei sie noch so ehrlich, ansprechend, gut.

4. Eine Beobachtung aus der kirchlichen Praxis

In den Jahren 2007/2008 haben wir (Frau Dr. Rolf, Frau Siebert, Herr Dr. Augenstein und ich) –

angeregt durch das Impulspapier »Kirche der Freiheit« – eine Untersuchung im Bereich der EKD gemacht, deren Ergebnis 2008 unter dem Titel »Wachsen gegen den Trend. Analysen von Gemeinden, mit denen es aufwärtsgeht« bei der EVA in Leipzig veröffentlicht wurde. Eines der Ergebnisse dieser Untersuchung lautet:

»Das Gebet spielt nicht bei allen [ich füge ein: wohl aber bei der Mehrzahl der] wachsenden Gemeinden eine besondere Rolle,... dort, wo dies der Fall ist, steht es meist – zusammen mit dem Gottesdienst – im Zentrum des Gemeindelebens. Dabei...[wurde] das Gebet in den von uns besuchten Gemeinden primär als Lebensäußerung von wachsenden Gemeinden erlebt und verstanden... – dem Atemholen vergleichbar. Zwar gibt es die Erfahrung, dass dem Gemeindegewachstum eine (lange) Phase des Gebets um Wachstum oder Erweckung voranging, aber der Normalfall ist eher der, dass dem Wachstum eine Intensivierung des Gebets in der Gemeinde parallel läuft. Das ist zugleich eine permanente Erinnerung daran, dass Wachstum sich nicht machen lässt, sondern eine Erfahrung ist, die – ungesucht oder gesucht, hellwach oder schlafend – zuteil wird und die gerade deshalb aufmerksamer Pflege bedarf.«⁸

Diese Hinweise zeigen, dass das Gebet von den wachsenden Gemeinden nicht so (miss-)verstanden wird, als würde damit Gott mitgeteilt, was er tun solle, damit die Gemeinde wächst. Sondern das Gebet ist Ausdruck einer Haltung, die sowohl um die Unersetzlichkeit und Dringlichkeit des eigenen Planens und Tuns (insbesondere die liebevolle, sorgfältige Vorbereitung und Durchführung von Gottesdiensten) als auch um die Grenzen der eigenen Möglichkeiten weiß, also um das, was nur empfangen werden kann. Das Gebet führt nicht zu weniger menschlicher Aktivität (freilich auch nicht unbedingt zu mehr), sondern zu einer anderen Einstellung und Haltung, und zwar zu einer Einstellung und Haltung, die dem Auftrag der Kirche und dem Inhalt des Evangeliums angemessen ist. Man könnte sie als *aktive Gelassenheit* oder als *gelassene Aktivität* bezeichnen. Solches Gebet ist selbst ein Zeichen dafür, dass die Verhältnisbestimmung von Gottes Werk und Menschenwerk gelungen ist.

II. Zusammenfassung der Diskussion des Vortrags von Wilfried Härle

Die Fragen, die im Anschluss an dieses Einführungsreferat gestellt wurden, lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

- 1.) Worin besteht die Relevanz der Unterscheidung zwischen Gottes Werk und Menschenwerk hinsichtlich der uns aufgetragenen Wahrnehmung des kirchlichen Auftrags?
- 2.) Welche Auswirkungen könnte und sollte diese Unterscheidung für die theologische Ausbildung haben bzw. bekommen?
- 3.) Von welchem (extensiven oder intensiven) Wachstum ist beim Reformprozess und bei dem Projekt »Wachsen gegen den Trend« die Rede?
- 4.) Welche Rolle spielt beim Gemeindegewachstum das Gebet?
- 5.) Gibt es nicht eine »galoppierende theologische Skepsis«, die dem Auftrag der Kirche widerstrebt und die behindert oder sogar verhindert, dass kirchliche Wachstumszonen entstehen?
- 6.) Ist die heutige kirchendistanzierte Situation nicht auch ein Resultat einer Entwicklungsgeschichte, die durch die Reformation ausgelöst wurde und auch als solches zu akzeptieren und zu gestalten ist?

Antworten:

Ad 1.) Die Relevanz dieser Unterscheidung käme nicht hinreichend zur Geltung, wenn man sie als oder wie eine mehr oder weniger selbstverständliche, allgemein anerkannte Prämisse abhaken würde. Diese Unterscheidung muss den Geist und Stil der kirchlichen Arbeit im Ganzen bestimmen. Ihre Bedeutung besteht einerseits darin, den uns aufgetragenen kirchlichen Auftrag so ernst wie nur möglich zu nehmen und ihn darum so sorgfältig und liebevoll wie möglich zu erfüllen. Sie besteht aber andererseits auch in einer Entlastung und Befreiung von Erwartungen und Zielsetzungen, die uns nicht aufgetragen sind. Wenn wir es ins Gefühl bekommen, dass wir das Evangelium so gewinnend wie möglich zu bezeugen haben, dass es aber nicht unsere Möglichkeit und Aufgabe ist, Glauben zu wecken; dann wird diese Unterscheidung für die gesamte Praxis des Pfarrers-

berufs in hohem Maße relevant und im Vollzug des kirchlichen Lebens spürbar.

Ad 2.) Für die theologische Ausbildung sehe ich vor allem die Herausforderung, so klar und verständlich wie möglich (also: »in Alltagssprache«) das zu befragen, zu bedenken und zu bezeugen, was uns als Christenmenschen überliefert und aufgetragen ist. Dem trägt das Theologiestudium dann am ehesten Rechnung, wenn es permanent von der Frage begleitet ist, wovon in den biblischen Texten, in den kirchen- und theologiegeschichtlichen Überlieferungen und in den gegenwärtigen theologischen Aussagen konkret die Rede ist, wie das im Leben der Dozierenden und Studierenden vorkommt und welchen Bezug es zur gegenwärtigen Lebenswelt hat. Ich habe nicht den Eindruck, dass das im Theologiestudium bereits hinlänglich geschieht; deswegen sehe ich an dieser Stelle einen Reformbedarf, der nicht primär struktureller, sondern inhaltlicher Art ist.

Ad 3.) Bei dem Projekt »Wachsen gegen den Trend« wurde von Anfang an bewusst auf jeden Versuch verzichtet, intensives oder geistliches Wachstum zu erheben, zu messen oder zu bewerten. Die Untersuchung hat sich konsequent auf äußeres bzw. extensives Wachstum bei den Mitglieder- und Gottesdienstbesucherzahlen beschränkt, sofern deren Anstoß nicht offensichtlich durch kirchenexterne Faktoren bedingt war, wie z. B. Wohnungsneubauten oder Industrieansiedelungen. Im Nachhinein stelle ich mir aber die Frage, ob es nicht angemessen gewesen wäre, auch die (quantitative) Steigerung von Mitarbeiterzahlen und -aktivitäten als ein (drittes) Kriterium für Gemeindegewachstum hinzuzunehmen. Darin spiegelt sich die Erfahrung, dass die Mitarbeitergewinnung ein auffällig großer Sektor von gemeindlichem Wachstum ist, der einen Eigenwert darstellt. Offenbar lassen sich viele Menschen ohne große Schwierigkeiten für eigenverantwortliche Mitarbeit gewinnen, wenn diese ihren Begabungen entspricht und Wertschätzung erfährt. Dadurch entsteht eine engere Bindung an die Gemeinde die sich nicht nur in Form eines erheblich vergrößerten zeitlichen Engagements für die Gemeinde, messen lässt, sondern offenbar auch in vielen Fällen ein intensiveres Zugehörigkeitsgefühl zur Folge hat. Da geht extensives Wachstum tendenziell in intensives Wachstum über.

Ad 4.) Das Gebet spielt nicht in allen von uns untersuchten wachsenden Gemeinden eine her-

vorgehobene Rolle, aber doch bei der Mehrzahl. Dabei sind wir nur ausnahmsweise auf das Phänomen gestoßen, dass der Wachstumsprozess einer Gemeinde als Erhöhung des (anhaltenden) Gebetes um eine Erweckung erlebt wurde. Der Normalfall ist der, dass die Intensivierung des Gebets, sowohl in Hauskreisen als auch in besonderen Gebetskreisen im Umfeld des Gottesdienstes, zum Wachstumsprozess hinzugehört. Gebet und Wachstum stehen dabei in einem Korrelationsverhältnis zueinander. Sie bedingen und fördern sich gegenseitig. Das Gebet ist dabei folglich nicht primär ein Mittel oder Instrument, das in den Dienst von erhofftem Wachstum gestellt wird, sondern eher Ausdruck einer wachen, umfassenden Wahrnehmung der Wirklichkeit vor Gott sowie eine geistliche Form des Zur-Ruhe-Kommens, Sich-Sammelns, des Sich-für-Gott-Öffnens und des Atemholens in den (gelegentlich auch hektischen) Wachstumsprozessen.

Ad 5.) Dass es auch unter Theologen Zweifel, Skepsis oder Unglauben gibt, kann und sollte nicht bestritten werden. Dabei ist es m. E. nicht nur sinnvoll, sondern notwendig, zwischen einem existentiell-ernsthaften Zweifel bzw. Unglauben und einer intellektuell-spielerischen Skepsis grundsätzlich zu unterscheiden. Erstere ist unter Umständen Ausdruck eines Nicht-(mehr)-glauben-Könnens, das den Betroffenen bis zur Verzweiflung treiben kann. Dagegen helfen natürlich keine Verbote, sondern dagegen hilft nur die Hoffnung auf die Selbsterschließung der Wahrheit (Mt 16,17; 2 Kor 13,8). Diese Form des Zweifels, der Skepsis oder des Unglaubens ist selbst Ausdruck der Unverfügbarkeit des Glaubens. Die zweite, intellektuell-spielerische Form der Skepsis stellt dagegen eine diabolische Versuchung dar, vor der man nur warnen und sich selbst hüten

kann. Ich würde mich aber auch davor hüten, das Vorhandensein der einen oder anderen Form der Skepsis oder gar ihr galoppierendes Vorkommen zu diagnostizieren.

Ad 6.) Die kirchendistanzierte Einstellung, die es nicht nur in der Gesellschaft, sondern auch in der Theologie und punktuell sogar leider im Impulspapier »Kirche der Freiheit« gibt, ist ein typisch protestantisches Faktum, das bereits in den 20er Jahren des 16. Jahrhunderts von Luther im Anschluss an seine (und Melanchthons) Visitationen mit Erschrecken konstatiert wurde. Dazu steht in der Vorrede des Kleinen Katechismus⁹ alles Nötige, das zusammengefasst ist in der Formel, dass Pfarrer und Christen »nu das Evangelion kommen ist, dennoch fein gelernt haben, aller Freiheit meisterlich zu missbrauchen«¹⁰. Wahrscheinlich war kein reformatorischer Satz wirkungsgeschichtlich erfolgreicher als der, dass zur Kirche laufen und äußerliche Frömmigkeit alleine nichts nützen. Lässt man, wie es häufig geschieht, das »alleine« weg, hat man eine gute Erklärung für viele betrübliche Phänomene in der evangelischen Kirche und Christenheit. Ich kann es aber nicht für geboten oder auch nur geraten halten, dieses Missverständnis und die daraus resultierende Verfallsentwicklung als Programm einer evangelischen Kirche fortzuschreiben, die sich an ihrem Auftrag orientieren will. Ich verbinde – im Gegenteil – mit dem Reformimpuls unter dem Namen »Kirche der Freiheit« die Hoffnung, dass die *sichtbare* evangelische Kirche in ihrer Bedeutung für die Bezeugung des Evangeliums neu entdeckt, wertgeschätzt und liebevoll »re-noviert« wird. An dieser Stelle könnten und sollten wir von der römisch-katholischen Schwesterkirche noch viel lernen.

III. Abschließendes Statement

1.) Die Tatsache, dass Herr Barrenstein uns mit der – fast rhetorischen – Frage konfrontiert hat, ob in der evangelischen Kirche die Entfremdung von Gott die Kehrseite der Entfremdung von den Menschen sei, war für mich die größte Überraschung dieser Tagung, zumal er angekündigt hatte, er wolle sich – seiner Profession entsprechend – vor allem zur kirchlichen Tätigkeit als *Menschenwerk* äußern. Der Christenmensch Barrenstein hält uns damit einen Spiegel vor, in den wir schauen sollten.

2.) Barrensteins Aufgabenbeschreibung mit der Formel »systematische Theologisierung« ist mir in

sprachlicher Hinsicht etwas zu technisch formuliert, weist aber m. E. genau in die richtige Richtung. Ich teile seine Ansicht und die Überzeugung derer, die die Hauptschwierigkeiten der evangelischen Kirche und damit die Hauptprobleme für den anstehenden Reformprozess im »geistlich-theologischen Bereich« sehen. Was wir brauchen, sind m. E. Angebote für Pfarrerrinnen und Pfarrer (vor allem in der Lebensmitte), in denen geistliche und theologische Impulse so miteinander verbunden sind, dass sie ganzheitliche Regeneration und Hilfe versprechen. Ich habe mir deshalb vorgenommen, meine verbleibende Lebensarbeitszeit vor allem in diesen Bereich zu investie-

ren – allerdings nur zu Veranstaltungen, zu denen die Beteiligten *freiwillig* und möglichst für *mehrere Tage* kommen. Unter diesen Bedingungen kann meiner Erfahrung nach in relativ kurzer Zeit relativ großer Erfolg erzielt werden.

3.) Wenn ich (auch in der Diskussion) den Akzent stark auf die *Sprachfähigkeit* gelegt habe, dann meine ich damit nicht eine bloße technisch-rhetorische Schulung, die sich am Ziel der Aneignung modischer, pfiffiger, effektvoller Formulierungen orientiert, sondern ein ernsthaftes, kritisches Sich-einlassen auf biblische und andere große Texte mit dem Ziel, ihren Gehalt so zu erfassen, dass sie schließlich möglichst frei und in eigenen Worten wiedergegeben (besser: bezeugt) werden können, weil sie von den betreffenden Personen verstanden und zustimmend aus Überzeugung angeeignet wurden. Die Leitfrage lautet dabei: Was haben wir »by heart« zu sagen?

4.) Die Orientierung an der Unterscheidung zwischen Menschenwerk und Gottes Werk misslingt mit großer Wahrscheinlichkeit, wenn sie im Sinne einer (möglichen) *Trennung* zwischen beidem aufgenommen wird, so dass man – sei es rückblickend, sei es vorausblickend – meint sortieren zu können zwischen Handlungen, Ereignissen oder Resultaten, deren eine Menschenwerk, die anderen Gottes Werk wären. Vielmehr geht es um eine – sei es rückblickend, sei es vorausblickende – *Unterscheidung*, die im Blick auf jede Predigt, jedes Seelsorgegespräch, jede Sitzungsleitung, jeden Unterricht, jede diakonische Aktion, jede Form der Öffentlichkeitsarbeit etc. gemacht werden kann und zu machen ist: Was daran ist unsere Aufgabe, weil wir darüber verfügen, und was daran ist nicht unsere Aufgabe, sondern Gelingen oder Misslingen, über das wir nicht verfügen, sondern das uns zuteil wird oder vorenthalten bleibt? Von der biblischen Überlieferung an wird für dieses Letztere die Rede vom (Heiligen) Geist verwendet, der – bildhaft gesprochen – weht, wo er will (Joh 3,8), der alleine Gott und seine Gaben

zu erkennen lehrt (1 Kor 2,11f.) der, wo und wenn Gott will, Glauben wirkt in denen, die das Evangelium hören (CA V), dessen Frucht das neue Leben der Glaubenden ist (Gal 5,22f.). Die Bitte um diesen Geist, der wirken kann, was für uns unverfügbar ist, ist deshalb ein wesentlicher Bestandteil der Tätigkeit einer Kirche, die nach neuer Lebendigkeit sucht: »Veni, creator spiritus«.

Anmerkungen:

¹ Zeitzeichen 2006, H. 10., S. 23f. und Materialband: Diskussion des Impulspapiers Kirche der Freiheit (2007) S. 52.

² Erst nachträglich wurde ich auf die Textfassung dieses Eröffnungsvortrags aufmerksam, die veröffentlicht ist in W. Huber, Im Geist der Freiheit. Für eine Ökumene der Profile, Freiburg/Basel/Wien 2007, S. 156-180.

³ Gert Hartmann, Kirche leiten, als ob es Gott gäbe – etsi deus daretur. In: Konvent des Klosters Loccum [Hg.], Kirche in reformatorischer Verantwortung: Wahrnehmen – Leiten – Gestalten. Festschrift für Horst Hirschler. Göttingen (V&R) 2008. Seiten 58f.

⁴ Sie hat in mir die Erinnerung an ein Hauptseminar wachgerufen, das ich vor einigen Jahren zusammen mit Ch. Marksches in Heidelberg zu dem Thema: »(Wie) wirkt Gott in der Geschichte?« gehalten habe, zu dem etwa 120 Teilnehmer kamen. Ich bin mir aber nicht sicher, ob diese vielen Interessenten durch unser Seminar erleuchtende Antworten auf die Frage nach dem Wirken Gottes bekommen oder gefunden haben.

⁵ De servo arbitrio (1525), in: LDStA 1, 573,9-20. Einschlägig hierfür ist auch Luthers Zwei-Reiche- bzw. Zwei-Regimenten-Lehre. Siehe dazu W. Härle, Luthers Zwei-Regimenten-Lehre als Lehre vom Wirken Gottes (1987), in: ders., Spurensuche nach Gott, Berlin/New York 2008, S. 257-285.

⁶ CA V, in: BSLK 58, 12f. und 16. Im lateinischen Text ist vom »verbum externum« die Rede, im deutschen Text vom »leiblichen Wort des Evangeliums«.

⁷ So sagt Luther schon in De captivitate Babylonica ecclesiae (1520), in: LDStA 3, 263,4f.: »Alles andere wirkt Gott mit uns und durch unsere Hilfe; dieses allein [den Glauben] wirkt er in uns und ohne uns«.

⁸ W. Härle u. a. Wachsen gegen den Trend. Analysen von Gemeinden, mit denen es aufwärtsgeht, Leipzig 2008, S. 332f.

⁹ BSLK501,8-502,40.

¹⁰ A. a. O. 502,7-9.

Überlegungen aus empirisch-praktischer Sicht

Von Dr. Peter F. Barrenstein

Sehr geehrte Damen und Herren, wenn ich einmal davon ausgehen darf, dass ein vielleicht gar nicht unerheblicher Teil von Ihnen – vielleicht sogar alle von Ihnen? – regelmäßig am Sonntag in die Kirche geht, und wenn ich mich zunächst einmal an diese Zuhörer wenden darf: mit einer guten Nachricht.

Ihr Interleukin-6-Wert – und Interleukin ist ein ganz wesentlicher Entzündungsparameter, der in erheblichem Maße an der Entwicklung ernsthafter Krankheiten beteiligt ist – liegt, zumindest durchschnittlich betrachtet, deutlich unter dem derjenigen, die nicht regelmäßig in die Kirche gehen.

Aufbauend auf einer ganzen Reihe analoger Studien weist eine vor 2/3 Jahren veröffentlichte repräsentative Untersuchung von Lutgendorf et al eine für die religiösere Gruppe erheblich andere Mortalitätsrate auf, korrelierend mit dem Interleukin-6-Wert. Die Forscher kommen zu dem Schluss, dass die religiösen Menschen im Durchschnitt 25 % länger leben als die Menschen aus Vergleichsgruppen.

Nun kann man den methodischen Ansatz derartiger Studien natürlich möglicherweise kritisch hinterfragen, und über das religiöse Engagement hinaus haben die Mitglieder der länger lebenden Gruppe sicherlich auch noch andere korrelierende persönliche Charakteristika – ein anderes Sozialverhalten, positivere Lebenseinstellungen, gesündere Lebenswandel, etc. Trotzdem: analog zu den Erkenntnissen zu der auf Interleukin-6 bezogenen Untersuchung, gibt es eine große Reihe von diese Ergebnisse bestätigenden Erkenntnissen. Und auch recht aktuell wissen wir aus wiederholten repräsentativen Erhebungen um die ganz andere, positivere Lebenseinstellung mit entsprechendem Verhalten vieler christlicher Mitbürger in unserem Land.

25 % erhöhte Lebenserwartung bei einem dabei vergleichsweise erfüllteren, positiveren, sorgenfreieren und deutlich aktiverem Leben einerseits und dann auch noch die parallele Hoffnung auf

eine Fortsetzung dieses Lebens danach, auf die Auferstehung der Toten und das ewige Leben.

Wenn das – neudeutsch gesagt – keine wirkliche Unique Selling Proposition, kein einzigartiges Verkaufsversprechen ist, dann fällt mir eigentlich auch kein besseres ein.

Wieso aber dann gelingt es der Kirche und ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern nicht, diese frohe Botschaft (neben all den anderen frohen Botschaften, die wir noch auf Lager haben), auch wirklich überzubringen und mehr und mehr Menschen für unsere Kirche und für unseren christlichen Glauben zu gewinnen? Warum sind die entsprechenden Trends im Gegenteil eher gegenläufig: weniger Mitglieder, abnehmende oder doch stagnierende Rolle der christlichen Kirchen in der gesellschaftlichen Diskussion, etc.

Es war die feste Überzeugung der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Perspektivkommission des Rates, also der Autoren des Impulspapieres »Kirche der Freiheit«, dass wesentliche Ursachen für diese unbefriedigende Entwicklung selbst verursacht sind, dass über die natürlich auch vorhandenen Entwicklungsverursacher einer insgesamt säkularer werdenden deutschen Gesellschaft und das Aufkommen vielfältigster Konkurrenzangebote im esoterischen oder ganz insgesamt Freizeitbereich hinaus, viele unbefriedigende Entwicklungen »hausgemacht« sind. Eine vielleicht unschöne Feststellung, aber andererseits auch eine Motivation dafür, zu glauben, dass die Kirche und ihre Mitarbeiter eben auch möglicherweise in der Lage sind, aus eigener Kraft Schwächen zu beseitigen und die Situation zu verbessern. Ja, letztlich die Ziele einer wieder stärkeren Bindung der schon enger angebundenen Mitglieder an ihre Kirche und unseren Glauben zu erreichen und darüber hinaus auch wieder kräftig mehr distanzierte Mitglieder und Nichtmitglieder für den christlichen Glauben zu gewinnen.

Deshalb auch sind wir heute hier.

Kirche im Spannungsfeld von Gottes Werk und Menschenwerk I. Ausgangssituation

Lassen Sie mich im ersten Teil meiner jetzt noch verbleibenden 17 Minuten damit beginnen, mein Verständnis der zugrundeliegende Ausgangssitua-

tion etwas tiefer zu skizzieren: Der Entwicklungen und Entwicklungsparameter also, die die Rolle und Bedeutung unseres christlichen Glau-

bens und unserer Kirche über die vergangenen Jahrzehnte in unserer Gesellschaft verringerten.

Vordergründige Merkmale hierfür sind die für einen überzeugten Christenmenschen beunruhigenden Zahlen über Mitgliedsentwicklung, über schlechte Partizipation an beispielsweise gemeindlichen Angeboten, die unbefriedigende Teilnahme an Kasualien selbst durch Kirchenmitglieder und ähnliches.

Aber natürlich sind das nur Symptome einer viel grundlegenderen Entwicklung, die dahinter steht.

Tatsächlich tiefer liegende Ursachen sind aus meiner Sicht die Entfremdung vieler Mitarbeiter unserer Kirche und damit aus Sicht vieler Mitglieder die Entfremdung der ganzen Institution Kirche von Gott selbst einerseits und die Entfremdung unserer Kirche und ihrer Mitarbeiter von ihren Mitgliedern andererseits. Ein sich bestärkender, gegenseitig unterstützender negativer Prozess.

Erlauben Sie mir, diese Hypothesen zu erläutern. Aus Sicht des theologischen Laien, aber auch aus Sicht des betroffenen und engagierten Mitglieds, das aus vielen Gesprächen weiß, wie viele andere Mitglieder bzw. ehemalige Mitglieder ähnlich empfinden.

a) Zur ersten Hypothese der Entfremdung vieler Mitarbeiter von Gott selbst

Natürlich ist dies eine schwierige und gewagte Hypothese mit der großen Gefahr, dabei sehr ungerecht zu sein. Und ich vermute, dass der ein oder andere von Ihnen bereits hier »abschaltet« und sich für nicht betroffen erklärt. Und natürlich ist es so, dass man hier eigentlich stark differenzieren müsste. Zwischen den leitenden Geistlichen und den Pfarrern und Pfarrerinnen »draußen in den Gemeinden«, zwischen den Pfarrern und den anderen kirchlichen Mitarbeitern, beispielsweise im Bereich der Diakonie. Zwischen ländlichen und städtischen Gemeinden, zwischen Ost und West, usw. usw.

Aber in unserer heutigen Dienstleistungsgesellschaft mit ihren hohen Anspruchsniveaus, in unserer Mediengesellschaft mit ihrer schnellen Informationspenetration und dem Fokus auf schlechte Nachrichten – »only bad news are goods news« – reichen schon einige wenige schlechte Beispiele dazu, ein schlechtes Gesamtimage zu erzielen. Das normale Kirchenmitglied

differenziert eben nicht in dem Maße, wie Sie es vielleicht verlangen möchten, entsprechend dem Verhalten bei Ablehnung eines ganzen Unternehmens, so es einen »schlechten Hamburger« oder eine verunreinigte Flasche Coca-Cola gegeben hat. Die kleine Ursache kann völlig ungeahnte und vielleicht auch unberechtigte Auswirkungen haben, bis hin zur existenziellen Vernichtung des betroffenen Unternehmens, der betroffenen Institution.

Und ich meine nun darüber hinaus, dass diese Entfremdung kirchlicher Mitarbeiter von unserem christlichen Glauben, von Gott, eben gar nicht auf Einzelfälle zu reduzieren ist, sondern weiter verbreitet ist, als von manch einem leitenden Kirchenmitglied oder auch Theologieprofessor – zumindest öffentlich – eingestanden wird.

Was nun meint »Entfremdung von Gott«?

Nicht gemeint sind die Glaubenszweifel, die wir wohl alle haben und die letztendlich – hoffentlich und mit Gottes Hilfe – wieder in einen möglicherweise sogar vertieften Glauben münden. Nicht gemeint sind auch die vielfältigen Zeichen und Taten von Nächstenliebe, das hierauf bezogene gelebte Evangelium in vielen, ja fast allen kirchlichen Gemeinden und natürlich im diakonischen Bereich.

Mit »Entfremdung von Gott« gemeint ist die explizite Gleichgültigkeit gegenüber Kernelementen unseres Glaubens – der auf Glauben basierenden Vergebung unserer Sünden etwa, der Kreuzigung von Jesus Christus eben für die Vergebung dieser unserer Schuld, der Auferstehung der Toten usw. Gemeint ist die immerwährende Reduktion vieler biblischer Geschichten auf die bloße Symbolik mit einer oft erstaunlichen Nivellierung ihrer Bedeutung für unseren Glauben. Gemeint ist auch, und das dann vielleicht im Extremen, die ganz explizite Reduktion unseres Glaubens auf eben die angesprochene ausgeübte Nächstenliebe, die parallele Ablehnung anderer Glaubenselemente als »Kinderglaube«, als nicht mehr zeitgemäß, als individuell irrelevant. Gemeint ist die Sprachlosigkeit theologischer Mitarbeiter, wenn es darum geht, die auch heute noch vorhandene Relevanz des christlichen Glaubens »überzubringen«. Und – zur Erinnerung – ich spreche hier ganz ausdrücklich von kirchlichen Mitarbeitern, von nicht-theologischen und theologischen Mitarbeitern. Nicht von der Mehrheit, jedoch von vielen, zu vielen damit Meinung Machenden.

Darüber hinaus wird meiner Wahrnehmung nach in vielen Sonntagspredigten Gottes Werk ganz dominant als etwas Historisches, als etwas Vergangenes beschrieben. Viele Mitarbeiter, aber in Folge dann auch Kirchenmitglieder, scheinen gar nicht mehr damit zu rechnen, dass Gott auch heute noch handelt, dass er noch immer im Schöpfungsprozess am Werke ist, dass er vielleicht auch heute noch mit seiner Kirche und ihren Mitgliedern Neues schaffen möchte.

Vielen Mitarbeitern unserer Kirche scheint es aus meiner Sicht eher peinlich zu sein, aktuelles Geschehen als konkretes heutiges Gottes Werk zu benennen. Und auch viele Gemeinden bemühen sich viel zu wenig darum, Gottes heutiges Handeln in der Welt zu deuten und dadurch erfahrbar zu machen.

Ich bin mir nicht sicher, ob wir, ob Sie theologisch überhaupt im Stande wären, von heutigen Geschichtstaten Gottes zu sprechen und etwa den Reformprozess, über den wir hier auch sprechen, eben nicht nur als Menschenwerk sondern als Gottes Werk zu deuten? Rechnen wir nicht de facto viel zu wenig damit, dass unser Gott wirklich und aktiv zugegen ist?

Und ich weiß aus Gesprächen und Umfragen, dass dieser damit einhergehende Verwirrungs- und Entfremdungsprozess von nicht wenigen Mitgliedern sehr deutlich wahrgenommen wird, und dass damit aus Sicht nicht weniger zweifelnder Mitglieder eben eine Entfremdung nicht nur einzelner Mitarbeiter unserer Kirche, sondern der Kirche insgesamt wahrgenommen wird. Mit der Folge, dass viele Christen begannen, ihren eigenen Gott zu definieren, dass sie alternative Richtungsgeber (beispielsweise im esoterischen Bereich) suchen und dass sie die Inanspruchnahme kirchlicher Leistungen, wenn überhaupt, auf die historischen Highlights wie Weihnachten oder Ostern reduzieren.

In Summe glaube ich, dass dieses Menschenwerk, die partiell reduzierte Glaubwürdigkeit vieler Mitarbeiter – Glaubwürdigkeit in Sachen des Glaubens – letztlich eine ganz wesentliche Ursache für die unbefriedigende Entwicklung der individuellen Bedeutung des Glaubens sowie damit auch der Institution Kirche ist.

Ergänzende Stichworte hierzu sind die oft beschriebene vergangene Selbstsäkularisierung unserer Kirche, der gegenläufige Ruf nach systematischer Theologisierung der Pfarrerinnen und Pfarrer und andere.

Zugegeben, entsprechend meiner eingangs gemachten Bemerkung ist das hier Gesagte verallgemeinernd und mit Blick auf, auch aus meiner Sicht, deutlich gegenläufige positive einzelne Entwicklungen der vergangenen Jahre nicht immer fair. Aber ich weiß, dass diese verallgemeinernden Wahrnehmungen von vielen mittlerweile ausgetretenen Mitgliedern und auch von vielen noch vorhandenen distanzierten Mitgliedern geteilt werden. Hier eine Verhaltens- und Bewusstseinsänderung erreichen zu wollen bedarf weiterer großer Anstrengungen, echten nachhaltigen Wandels und entsprechender Zeiträume der Veränderung. Und diese Veränderung erscheint mir als Voraussetzung für vieles andere.

b) Die zweite Hypothese zur Ausgangssituation ist die der Entfremdung unserer Kirche und ihrer Mitarbeiter von den Mitgliedern.

Die Richtigkeit dieser These ist evident. Festzumachen an eben den schon genannten schlechten Partizipationsraten bezogen insbesondere auch auf gemeindliche Angebote, festzumachen an nach wie vor zurückgehenden Mitgliederzahlen und auch an damit korrelierenden, insgesamt zu verzeichnenden Bedeutungsrückgängen der Institutionen in vielen gesellschaftlichen Bereichen.

Die Kerngemeinde der 4 % – oder je nach Definition vielleicht auch 6 oder 8 % – Mitglieder ist aktiv und glücklich in ihrem Gemeinde-, manchmal auch nur Vereinsleben; die Ansprache und Integration der Außenstehenden/Distanzierten ist zu mühsam und scheint zum Teil vielleicht zeitlich auch gar nicht zu bewältigen.

Und die Notwendigkeit und Zielsetzung einer weitergehenden Missionierung auch im Inneren, in unserem Lande, ist, wiewohl vor 10 Jahren sozusagen synodal wiederbelebt, noch bei weitem nicht bei allen Hauptamtlichen angekommen.

Entfremdung/Distanzierung vieler Mitarbeiter und damit unserer Kirche von Gott, Entfremdung/Distanzierung vieler Mitarbeiter und damit unserer Kirche von den Mitgliedern, beides sind aus meiner Sicht wesentliche Ursachen der unbefriedigenden vergangenen Entwicklung und damit Ansatzpunkte für den Reformprozess, für die Verbesserung.

Denn zumindest in dieser abgeleiteten Zielsetzung werden wir uns ja mutmaßlich einig sein: Natürlich muss die Kirche und müssen ihre Mitarbeiter inhaltlich und auch in der Wahrnehmung

durch Außenstehende ganz nah dran sein an Gott und an Gottes heutigem Wirken. Und natürlich muss die Institution Kirche ganz nah dran sein an ihren Mitgliedern – nicht um der Institution allein

willen, sondern um der Verbreitung, Vertiefung und Lebendigwerdung unseres christlichen Glaubens willen.

II. Was also tun?

Ich komme zum zweiten Abschnitt meiner Ausführungen. Natürlich vertraue auch ich auf die Gnade unseres Herrn und auf die Kraft des Heiligen Geistes. Ich hoffe darauf, denn natürlich weiß ich, dass unsere Kirche und ihre engagierten Mitarbeiter, die Haupt- und Ehrenamtlichen, selbst mit den besten Strategien und Programmen nicht in der Lage sind, die sozusagen ultimative Zielsetzung zu erreichen. Und diese ultimative Zielsetzung ist aus meiner Sicht natürlich nicht die Erhöhung von Partizipationsraten und Mitgliedszahlen oder gar gesteigerten Einnahmen. Die ultimative Zielsetzung ist die Bedeutendmachung unseres evangelischen, unseres christlichen Glaubens für den Einzelnen, für die Einzelne. Und wirklicher »Glaube« kann nicht erarbeitet oder verdient werden, sondern bedarf der Gnade unseres Herrn.

Und trotzdem erscheint es mir nicht nur legitim, dieses erforderliche Gottes Werk durch Menschenwerk zu unterstützen, sondern ich sehe mich als Christenmensch dazu aufgefordert, alles in meiner Kraft stehende zu tun, um vorhandene Barrieren wegzuräumen und den Weg zu Gott zu erleichtern. Nicht, weil der liebe Gott das bräuchte, aber weil er von uns erwartet, dass wir unseren eigenen schwankenden christlichen Glauben leben, unsere Fähigkeiten nutzen, Gutes tun und auch andere für diesen Glauben begeistern. Und hier dann ist für mich die Grenze zwischen Gottes Werk und Menschenwerk fließend und eigentlich idealerweise gar nicht mehr in einem Spannungsfeld befindlich.

Was nun aber – im engeren Sinne – sind die wesentlichen Elemente des wünschenswerten Tuns unserer Kirche? Wie im einzelnen können die Brücken von unserer Kirche zu unserem Gott und unseren Mitgliedern gebaut, die Distanzen überwunden werden?

Eine ganze Reihe vorhandener Ansatzpunkte finden Sie im Impulspapier des Rates mit seinen zwölf Leuchtfuern und in diversen aktuellen Weiterentwicklungen dieser Überlegungen – ich brauche darauf hier und heute nicht einzugehen, sondern gehe davon aus, dass Sie diese Überlegungen kennen. Wobei ich entsprechend meiner

Hypothesen zu den Problemursachen allerdings die Bedeutung der kontinuierlichen theologischen Fort- und Weiterbildung sowie der begleitenden Visitationen betonen möchte: für theologische aber natürlich auch nicht-theologische Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen.

Ganz grundlegend möchte ich aber – sozusagen als Fundament bildendes Menschenwerk – drei Bereiche ansprechen, die aus meiner Sicht im Zentrum eines erforderlichen Bewusstseinswandels, eines grundlegenden Veränderungsprozesses stehen sollten:

- a) die Akzeptanz und Verbesserung geistlicher und weltlicher Führung und Leitung
- b) die durch die Basis der Kirche und ihre Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen legitimierte, mitgetragene Formulierung und Verfolgung konkreter und anspruchsvoller Zielsetzungen und
- c) die Initiierung eines kontinuierlichen Prozesses zur Kontrolle der Zielerreichung, zum Verständnis der letztlich begünstigenden oder störenden Zielerreichungsfaktoren, zum nachhaltigen Lernen und offenen Erfahrungsaustausch.

Ohne hier ins tiefe Detail dieser aus meiner Sicht essenziellen Veränderungsvoraussetzungen eingehen zu wollen, ganz kurz doch einige erläuternde Gedanken:

Zu a) Akzeptanz geistlicher und weltlicher Führung und Leitung meint u.a. die vertrauensvolle und demokratisch legitimierte/ kontrollierte temporäre Delegation von Aufgaben, Kompetenzen und Verantwortungen an ausgewählte und – ja – damit herausragende Personen und Persönlichkeiten.

Akzeptanz geistlicher und weltlicher Führung meint die Überwindung der heute vielfach in kirchlichen Gremien anzutreffenden Misstrauenskultur. Und Führung meint u.a. auch die Akzeptanz der Führungsaufgabe, die vorhandenen Leistungs- und Entwicklungspotenziale der Ge-

führten im maximal möglichen Maße zu erschließen und weiterzuentwickeln.

Menschenwerk. Gottes Werk.

Zu b) Formulierung und Verfolgung anspruchsvoller Zielsetzungen meint nicht nur die Mobilisierung aller vorhandenen Kräfte in eine gemeinsame Richtung, sondern auch die Formulierung konkreter qualitativer und quantitativer Maßstäbe, mit denen das eigene Vorgehen und Erreichte/Nichterreichte letztlich gemessen werden kann. Anspruchsvolle Zielsetzungen meint insbesondere auch die Überwindung der kleingeistigen Angst, heute als gar nicht realistisch angesehene Ziele zu setzen – sondern darauf zu vertrauen, dass wir eben nicht alles alleine schaffen können und müssen, dass wir auf die Unterstützung Gottes bauen, darauf vertrauen dürfen, und dass es nicht schlimm ist, wenn wir in unseren Anstrengungen versagen, weil unser Denken und Handeln, unser Erreichtes und Verfehltes nicht die Maßstäbe sind, nach denen wir letztlich beurteilt werden.

Zu c) Und schließlich, Initiierung eines kontinuierlichen Prozesses zum nachhaltigen Lernen. Hier geht es um die regelmäßige konstruktive Überprüfung des eigenen Tuns und Unterlassens, die immerwährende Bereitschaft zur Aufnahme von Kritik und Verbesserungsvorschlägen und zur Veränderung – selbst bezogen auf solche Kernaufgaben wie Predigten/Gottesdienste, Seelsorge oder ähnliches. Und hier geht es auch darum, zu akzeptieren, dass bei mir nicht alles ganz anders ist als bei anderen Gemeinden oder sonstigen Einrichtungen oder Aufgabenwahrnehmern und ich tatsächlich auch von anderen lernen kann.

Gottes Werk? Menschenwerk? Wer unter Ihnen mag denn behaupten, das wirklich abgrenzen zu können? Und hat sich nicht auch in der Vergangenheit manches Menschenwerk als Gottes Werk erwiesen? Wie ordnen wir Werke solcher Menschen wie Martin Luther, Mutter Theresa oder auch Paul Gerhards oder Johann Sebastian Bachs ein:

Menschenwerk? Gottes Werk?

Ich komme zusammenfassend zum Schluss.

Kirche im Spannungsfeld von Gottes Werk und Menschenwerk – Ich glaube, dass es uns darum gehen muss, die von mir wahrgenommenen Gräben zwischen unserer Kirche bzw. je nach Sicht einigen oder vielen ihrer Mitarbeiter und Gott sowie zwischen unserer Kirche und ihren Mitgliedern zu überwinden. Ja, wir dürfen und sollten dazu konkrete Verbesserungsprogramme entwickeln. Und verbesserte Führung und Leitung, anspruchsvolle Zielsetzungen sowie die Verfolgung von deren Erreichung und resultierendes kontinuierliches Lernen aller Betroffenen erscheinen mir hier als wichtige Handlungsparameter.

Und ja, bei allem Menschenwerk, bei aller Analyse, Planung und Handlung müssen wir natürlich stets bereit sein, auch ganz andere Wege zu akzeptieren. Im Wissen, dass wir in der Hand Gottes sind, müssen wir mit der Spannung fertig werden, einerseits alles zu tun, um unser »Heute und Morgen« zu konzipieren und zu realisieren, andererseits aber gerüstet zu sein, um das »Eigentliche«, das Gottes-Werk – und vielleicht damit ganz Andere – zu erwarten und auf uns zu nehmen. 

Reaktionen und Fragen aus den Arbeitsgruppen

Gruppe 1

1. Die erste Frage war: Wo liegt eigentlich das Kernproblem? Haben wir vor allem ein Organisationsproblem? Vor allem das Problem, dass die Kirche nicht richtig mit ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter umgeht? Haben wir ein Sprachproblem, dass die Leute das, was in ihren Herzen ist, nicht richtig herausbringen können? Oder haben wir eine geistliche Schwierigkeit, die unter diesen Organisationsebenen liegt und deswegen die Überzeugungskraft der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter nicht so groß ist?
2. Die zweite Frage drehte sich um das Stichwort »Erfolg«. Wie gehen wir kirchlich eigentlich damit um – mit den prallen Trauben des Segens Gottes oder mit den kreuzestheologischen Rosinen? Ist Erfolg überhaupt eine zulässige Kategorie? »Darf man kirchlich quantifizieren?« war eine Frage, um die es bei uns noch einmal in der Gruppe ging.
3. Die dritte Frage: Wie sieht es eigentlich mit dieser Haltung aus, von der viel die Rede war, diese aktive Gelassenheit oder gelassene Aktivität? Wie drückt sie oder wie sollte sie sich

eigentlich ausdrücken? Außerdem: Beten und Gottesdienst. Was müsste eigentlich in dem Prozess anders sein, damit etwas von dieser Haltung deutlich wird (also »Kirche der Freiheit« als Text einmal beiseite) – damit diese Haltung in dem Prozess deutlich wird.

4. Eine weitere Frage, eine Kernfrage, wie wir fanden, war: Was lässt sich dann über das genaue Zusammenwirken von Gott und Mensch eigentlich noch genauer aussagen, wenn der Eingangssatz, der bei jedem Leuchtfest stand, nicht ausreichte? Das ist eine Rückfrage an Sie, Herr Härle, ob man da noch einmal im Grunde weiter etwas aussagen kann. Es gab ja diesen Eingangssatz bei jedem Leuchtfest, den Sie aber nicht ausreichend fanden, ob es dazu noch eine weitere Aussage gibt?
5. Die letzte Frage: Was ist eigentlich genau der Beitrag, der erfragt ist von der Theologie? Geht es vor allem um Differenzierungsleistungen, auf die man rechtfertigungstheologisch hinweist, oder gibt es noch einen darüber hinaus reichenden Beitrag, eine Leistung der Theologie, für die Form, wie man eine solche Reform in der Kirche durchführen kann.

Gruppe 2

1. Beide Referate (Referenten) kamen – nach unserer Einschätzung – nur von unterschiedlichen Seiten und durch unterschiedliche Türen in den gleichen Raum. Da könnte man sich treffen. Dabei geht es um die Frage von Sprachfähigkeit des Glaubens, um die geistliche und theologische Tiefe und auch – am Rande – um die Frage von Führen und Leiten. Das waren drei Themenbereiche, die wir in diesem gemeinsamen Raum entdeckt haben.
2. Zwei zugespitzte Fragen:
 - Kann eine Veränderung, eine Reform der Kirche ganz und gar aus dem Gebet entwickelt werden?
 - Will und muss kirchenleitendes Handeln eigentlich theologisch oder geistlich legitimiert sein?

3. Welche Herausforderung an Theologie steckt eigentlich dahinter, wenn es um diese Fragen von Sprachfähigkeit des Glaubens und geistlicher und theologischer Tiefe geht und welche Aufgaben sind damit für die Theologie verbunden?
4. Was bedeutet die Unterscheidung von Gottes Werk und Menschenwerk dann aus theologischer Sicht für Strukturen der Kirche? – Wobei wir uns am Ende nicht ganz einig waren, ob das so richtig verstanden ist, diese Frage, oder es nicht eher anders herum sein müsste: Was bedeuten die Strukturveränderungen für die Theologie? Aber auch das mag von beiden Seiten betrachtet werden.

Gruppe 3

1. Welche Kultur der Debatte haben wir bei diesem Thema entwickelt, die sich auch in der Debatte nach den Vorträgen niederschlug? Was ist die Funktion von Theologie in solchen Debatten? Hat sie manchmal eine rechtfertigende Funktion für mangelnde Bereitschaft zum Wandel, so dass sie lieber erklärt, was ist, als sich an Veränderung zu beteiligen? Dass sie lieber verschweigt, welche tieferen Ursachen es gibt, als sie aufzudecken. Gibt es ein Gefühl der Bedrohung angesichts von Veränderungsdebatten in der Theologie?
2. Was könnte man denn positiv zur Aufgabe von Theologie sagen? Es wurde vorgeschlagen, sie sei eine reflexive Begleiterin von Reformprozessen, weder zum Jubeln noch zum dauernden Jammern da. Wir suchen nach einer Theologie des Messens. Wer kann was womit und wozu messen und was macht man dann damit? Wir haben gefragt nach einer Intensivierung der Qualität in Aus-, Fort- und Weiterbildung für das schlichte Handwerk im pfarramtlichen Beruf.
3. Wie verhält es sich denn nun mit Gottes Handeln und Handeln der Menschen? Daran haben wir uns auch noch einmal kräftig betätigt. Wir konnten uns gut theologisch einigen: Wir wollen nicht trennen, sondern spannungsvoll

aufeinander beziehen und darum unterscheiden. Wir hatten aber den Eindruck, dass im Referat von Herrn Härle das Ganze sehr auf einer pastoral-homiletischen Ebene verhandelt wurde und dass schon hier das Verhältnis von Produktion und Rezeption von Verkündigung vielleicht nicht ganz so aufgeht, dass auf der einen Seite Gottes und auf der anderen des Menschen Handeln ist. Vor allem aber haben wir gesehen, dass im Tun der vielen Begabten in der Gemeinde sich Gottes Handeln und das der Menschen auch ineinander verquicken und miteinander verbunden sind.

4. Und darum letztens: Fragen wir noch einmal nach der Funktion, nach dem Verhältnis von Betriebswirtschaftslehre und Theologie in all diesen Reformprozessen. Es scheinen sich die Debatten wie zwischen Seelsorge und Psychotherapie zu wiederholen. Einen schönen Spitzensatz möchte ich Ihnen nicht vorenthalten. Es wurde gesagt: »Die Alternative zur Betriebswirtschaftslehre in der Kirche ist nicht Jesus Christus, sondern Kirche als Behörde.« Darum ist auch das gute Handwerk des Kaufmanns unter der Regie des Heiligen Geistes ein geistliches Tun, in dem Gottes Handeln und Menschen Handeln zusammengehören.



Kirche im Spannungsfeld von Institution und Organisation

Organisation und Institutionalität der Kirche – eine theologische Konfliktanalyse

Von Prof. Dr. Jan Hermelink

Überblick

Maria und Marta – eine typische Szene

- (1) ‚Organisation‘ – das gängige Verständnis in der Kirche
- (2) ‚Institution‘ – eine verblasste ekklesiologische Diskussion

Maria und Marta – eine kritische Deutung

- (3) Die kirchliche Organisation als prekäre Unvermeidlichkeit
- (4) Kirche als institutioneller Einspruch gegen die gesellschaftliche Selbstzerstörung
- (5) Mitgliedschaft in der Kirche – institutioneller Rahmen und organisiertes Segment
- (6) Leitung in der Kirche – Entscheidungsmacht und Vollmacht des Urteils

Maria und Marta – paradigmatische Theologie

Maria und Marta – eine typische Szene

Am Anfang des lukanischen Reiseberichts, im 10. Kapitel, findet sich eine kurze, aber vielschichtige Erzählung, die für mein Thema einige Anregungen enthält. Dort heißt es:

Als sie aber weiterzogen, kam er in ein Dorf. Da war eine Frau mit Namen Marta, die nahm ihn auf. Und sie hatte eine Schwester, die hieß Maria; die setzte sich dem Herrn zu Füßen und hörte seiner Rede zu. Marta aber machte sich viel zu schaffen, ihm zu dienen. Und sie trat hinzu und sprach: »Herr, fragst du nicht danach, dass mich meine Schwester alleine lässt dienen? Sage ihr doch, dass sie mir helfen soll!« Der Herr aber antwortete und sprach: »Marta, Marta, du hast viel Sorgen und Mühe. Eins aber ist not. Maria hat das gute Teil erwählt, das soll nicht von ihr genommen werden.« (Lukas 10, 38–42)

Dieser Text gibt Auskunft über das Verhältnis von Wort und Tat, von Predigt und Diakonie in der ersten Christenheit; er kann als Konstruktion und Kritik weiblicher Rollenmuster gelesen werden. Er kann aber auch dazu dienen, verschiedene Handlungsmuster des kirchlichen Lebens (eines Lebens, das den Herrn in seiner Mitte weiß) zu charakterisieren¹. In dieser – ganz begrenzten – Perspektive lege ich die Perikope meinen Überlegungen zugrunde.

(1) ‚Organisation‘ – das gängige Verständnis in der Kirche

Martas Handeln, so wie Lukas es schildert, weist einige Charakteristika auf, die oft mit den Handlungs- und Kommunikationsmustern einer Organisation verbunden werden. Marta hat ein *klares Ziel*: den Herrn und seine Begleiter in ihrem Haus zu beherbergen – sie handelt darum nach den Regeln einer guten Haushaltsführung (οικονομία): ökonomisch. Zur Ökonomie gehört das Wissen um *knappe Ressourcen*; Wirtschaften bedeutet stets, mit begrenzter Zeit, begrenztem Kapital, auch begrenzter Arbeitskraft umgehen zu müssen. Und überall dort, wo dieses Bewusstsein knapper Ressourcen leitend wird, um gemeinsames Handeln zielorientiert zu regeln, dort kann man von einer ‚Organisation‘ sprechen.

Das Paradigma einer Organisation in diesem – modernen! – Sinn ist natürlich der arbeitsteilige Wirtschaftsbetrieb, das *Unternehmen*. In seiner Theorie, der Betriebswirtschaftslehre, werden die Regeln beschrieben, nach denen ein erfolgreiches Unternehmen materielle, personelle und geistige Ressourcen zu binden und zu koordinieren hat; und es wird reflektiert, wie die Organisation unter den Bedingungen von Knappheit, Konkurrenz und ständig wechselnden Marktverhältnissen zielbewusst zu führen ist.

Die Vorstellung, Kirche in diesem Sinne als Organisation zu beschreiben, ist stets dann aufgenommen, wenn sich auch die Kirche in einer bedrohlichen Situation von Knappheit und Kon-

kurrenz gesehen hat. So schreibt Martin Schian, seinerzeit Praktischer Theologe in Gießen, 1922 über die Gemeinschaftsbildung in der christlichen Religion:

»Gemeinschaftsbildung verlangt Ordnung. [...] Ohne Ordnung kann die Gemeinschaft ihren Zwecken nicht genügen, ihr Wesen nicht vollenden. Die gemeinsame Übung der Frömmigkeit verlangt Ordnung (1 Kor 14, 33.40), die Übung der Liebe nicht minder (Apg 6). Dazu kommen die äußeren Bedürfnisse des Gemeinschaftslebens, die Aufbringung der Mittel, die Beschaffung der Räume, die Bestellung von Leitern, Sprechern, Helfern [...]. Endlich will jede religiöse Gemeinschaft für Ausbreitung, Nachwuchs, Fortbestand sorgen; und die Aufgaben gemeinsamer Selbstbehauptung, gemeinsamer Abwehr heischen ebenfalls geordnetes Vorgehen. Ordnung bei Verhältnissen größeren Maßstabes aber ist Organisation. *Die Pflege christlicher Frömmigkeit fordert Organisation.*«²

Man kann an dieser Passage schön sehen, wie Schian zwar die kirchliche Selbstorganisation schon auf die biblischen Anfänge zurückzuführen versucht, indem er nicht nur zweckrationale Formen des Handelns in den Blick nimmt, sondern auch rechtsförmige oder frei verabredete Regeln als »Organisation« bezeichnet. Andererseits tritt aber – angesichts der neuen »Aufgaben gemeinsamer Selbstbehauptung, gemeinsamer Abwehr«, wie sie die kirchliche Situation nach 1918 bestimmten – doch die Orientierung an Zielen und »Zwecken« in den Vordergrund. Denn die kirchliche »Organisation« muss nun nicht nur Gottesdienst und Diakonie, sondern auch deren äußere Voraussetzungen – finanzielle Mittel, Leitungspersonal usw. – selbst zu sichern versuchen.

Ein Sprung in die jüngere Vergangenheit: Als die »Aufbringung der Mittel« (Schian) für die deutschen Großkirchen etwa seit Mitte der 1990er Jahre erneut zum Problem wurde, avancierte die *Betriebswirtschaftslehre* zum wichtigen Gesprächspartner: Für einige Jahre sprach man gern vom »Unternehmen Kirche«, seinem Management und seinen Kunden³. Weil diese Semantik, auch die gängige Rede vom »Kerngeschäft«, jedoch das kirchliche Handeln nur sehr begrenzt erschließt, ist man inzwischen wieder auf die »Organisation« zurückgekommen: Die Kirchen – genauer: ihre Leitungsorgane auf allen Ebenen – nutzen organisationswissenschaftliche Einsichten, um Strukturen neu zu ordnen, zu regionalisieren oder zu fusionieren. Dabei – das ist gegenüber Schian neu – versuchen sie, die Ziele des kirchlichen Handelns

nach *innen* zu klären (durch Leitbilder) und angesichts der religiösen »Konkurrenz« auch nach *außen* deutlich zu machen (durch die Suche nach »Profil«, vielleicht auch durch »Markenbildung«).

Wenn diese Leitungsaufgaben mit dem Begriff der »Organisation« belegt werden, dann schwingt allerdings auch ein soziologisches Verständnis mit, das Niklas Luhmann seit den 1960er Jahren entwickelt und das durch die Mitgliedschaftserhebungen der 1970er Jahre auch Eingang in die kirchliche Diskussion gefunden hat⁴. In einem einschlägigen Text schreibt Luhmann:

»Wir sehen das Spezifische organisierter Sozialsysteme in der [stabilen] Verknüpfung zweier kontingenter Sachverhalte: der Entscheidung über Mitgliedschaft [...] und der Festlegung der Strukturmerkmale (zum Beispiel Zweck, hierarchische Anordnung der Weisungsbefugnisse, Arbeitsentgelt), die im Falle einer Mitgliedschaft akzeptiert werden.«⁵

Über die gängigen »Strukturmerkmale« organisierter Handelns – wie Zwecksetzung und definierte Leitungsmacht – hinaus hebt Luhmann zwei Aspekte hervor: Zum einen kann die Organisation ihre Zwecke nur erreichen, wenn sie klar bestimmt, wer ihr angehört, wen sie also – als Mitglied – für ihre Zwecke in Anspruch nehmen kann. Diese Zugehörigkeit, die *Mitgliedschaft* versteht die Organisation, zum anderen, als eine (verpflichtende) *Entscheidung*; und es ist diese Kategorie, die nach Luhmann organisiertes Handeln überhaupt und allererst konstituiert. Die Leitung entscheidet nicht nur über die Zwecke der Organisation und über die Mitgliedschaft derer, die diese Zwecke verfolgen, sondern auch darüber, was und wie die Mitglieder demzufolge entscheiden – oder nicht entscheiden – können: Die Organisation ist in ihrem Ziel-Programm, ihrer Personalwahl und ihrer inneren Struktur durchgehend entscheidungsförmig verfasst. Eine Kirche, die sich vor schwere Entscheidungen, etwa über Personalabbau und Gemeindefusionen gestellt sieht, und die sich der Loyalität ihrer Mitglieder unsicher ist, muss dieses soziologische Organisationsverständnis höchst einleuchtend finden.

Wenn Marta – um auf den Text aus dem Lukas-Evangelium zurückzukommen – sich an Jesus wendet: »Herr, fragst du nicht danach, dass mich meine Schwester alleine lässt dienen?«, so versteht sie Marias Handeln offenbar als eine *Entscheidung*: Sie lässt mich, Marta alleine arbeiten. Maria, die doch zum Haus Martas gehört, verletzt mit dieser Weigerung gleichsam ihre *Mitglied-*

schaftspflichten; so sieht es jedenfalls Marta. Aus dieser – typisch organisationalen – Sicht fordert sie nun ihrerseits eine Leitungsentscheidung: »Sage ihr doch, dass sie mir helfen soll!« Die organisationale Sicht, so kann man zuspitzen, neigt offenbar zu einer Art *Total-Perspektive*, die alles Handeln, auch religiöses Handeln, nur als Entscheidung wahrnimmt.

(2) ‚Institution‘ – eine verblasste ekklesiologische Diskussion

Der Begriff der Institution machte zuerst in der Theologie der 1950er Jahre Karriere, um den Ort des christlichen Glaubens in der modernen Gesellschaft zu beschreiben⁶. Dabei wurde das weite Verständnis der Soziologie nach Emile Durkheim und Talcott Parsons rezipiert, denen zufolge mit ‚Institution‘ *alle dauerhaften Formen sozialer Interaktion* bezeichnet werden. Diese regelmäßigen Interaktionsformen dienen der Erfüllung menschlich-sozialer Grundbedürfnisse; und insofern zu diesen Bedürfnissen auch religiöse Vergewisserung und Orientierung zählen, gehören dann auch religiöse Institutionen zum Grundbestand jeder Gesellschaft.

Die Institutionen werden zwar durch gemeinsames Handeln gebildet und stabilisiert; sie sind den Einzelnen jedoch *vorgeordnet* und seinem direkten Einfluss entzogen, ja noch mehr: Allererst im Rahmen von Institutionen wird die Individualität der Einzelnen gebildet und freigesetzt. Dieser Prozess wird – im Anschluss an Arnold Gehlen – gerne als *Entlastung* beschrieben: Erst vor dem Hintergrund selbstverständlich gegebener Ordnungen, die die menschlichen Grundbedürfnisse nach Versorgung, Kommunikation und Orientierung regeln, ist die Einzelne frei, individuelle Interessen auszubilden und zu verfolgen.

Auch die rechtsphilosophische Vorstellung, Institutionen verdanken sich einer leitenden Idee, einer »*idée directrice*« (M. Hauriou), die in einem bestimmten sozialen Kontext überzeugend wirkt und darum feste Regeln, rechtliche Strukturen ausbildet, auch diese Vorstellung betont die *Vorgegebenheit* institutioneller Phänomene vor allem individuellen Handeln. – Je stärker darum in den 1960ern die Freiheit der einzelnen Subjekte betont wurde, um so mehr verloren die – tendenziell konservativen – Institutionstheorien an Plausibilität. Eben dies lässt sich nun auch beim Verständnis der Kirche als Institution beobachten.

Jenseits der diskreditierten Theologie der Schöpfungsordnungen wurde mittels des Institutionsbegriffs in den 1950ern nach der *gesellschaftlichen Funktion der Kirche* gefragt, nach ihrem Beitrag zur Stabilisierung sozialer Ordnung oder zur überindividuellen Stiftung von Sinn und Gewissheit. Für die kirchliche Selbstbeschreibung hilfreich erschien sodann die Formel von Hans Döbner, Institutionen seien als »strukturelle Einheit von vorgegebener ‚Stiftung‘ und aufgegebenener ‚Annahme‘« zu verstehen⁷. Auf diese Weise konnte einerseits eine gleichsam transzendente Autorität der Kirche festgehalten werden, deren innerer Sinn dem menschlichen Zugriff entzogen ist. Zugleich muss die göttlich vorgegebene »*idée directrice*« jedoch institutionell ausgestaltet und konkretisiert werden. Auf diese Weise war die Einrichtung des Predigtamtes oder bestimmter Gemeinschaftsformen zu begründen⁸.

Dazu ein kleiner Seitenblick auf die lukanische *Figur der Maria*: Sie könnte in diesem Horizont als Sinnbild der Kirche erscheinen, die sich der Präsenz Jesu, der Autorität seines Wortes ganz aussetzt – und in eben dieser unbedingten Annahme zur Zeugin der Überzeugungskraft, der Vollmacht dieses Wortes wird.

Freilich machte schon die soziologische, und erst recht die theologische Reflexion von Institutionalität alsbald auf die *Spannung* aufmerksam, in der die Dauerhaftigkeit kirchlicher Ordnung zur Aktualität des Geistes, zur Unverfügbarkeit des Wortes Gottes steht. So schreibt Wolfgang Huber in seinem Buch über »Kirche« (1979):

»Mit ihrer Tendenz zur Verfestigung widerstreitet die Institution der Aktualität der Kirche [...]. Deshalb ist die permanente Kritik der Kirche als Institution mit ihrer institutionellen Existenz selbst gegeben. Die Kirche ist ein institutionalisierter Konflikt; denn in ihren institutionellen Formen gerät sie immer aufs Neue in Widerspruch zu ihrem Auftrag.«⁹

Womöglich noch prägnanter formuliert Ernst Lange, auf den Huber sich hier bezieht: »Die Kirche institutionalisiert einen Widerspruch. Sie stellt den Einspruch Jesu gegen die Selbstzerstörung des Menschen auf Dauer.«¹⁰

Die Kirche als »institutionalisierter Widerspruch«, als »institutionalisierter Konflikt« – damit wird, unter Rekurs auf die Praxis Jesu selbst, die Theorie der Institution sowohl genutzt als auch gleichsam auf den Kopf gestellt. Was in der Kirche auf Dauer gestellt, was als göttliche Stiftung der menschli-

chen Aneignung immer schon vorgegeben ist – das ist zugleich der Widerspruch gegen jede Verfestigung gesellschaftlicher, auch kirchlicher Machtverhältnisse. Die Institutionalität der Kirche wird

hier zur Basis einer *theologischen Konflikttheorie*, die alle ‚Lösungen‘, jede geordnete Funktionszuweisung immer aufs Neue in Frage stellt.

Maria und Marta – eine kritische Deutung

Auch Lukas gestaltet das Gegenüber der beiden Schwestern, Maria und Marta, als einen typischen Konflikt – den man nicht zuletzt ekklesiologisch deuten kann: Handeln gegen Hören, Organisation und Entscheidung gegen die gläubige Anerkennung institutioneller Vorgabe.

Allerdings, bei genauerem Hinsehen verkehren sich hier die Fronten. Denn Maria entspricht ja, indem sie zu Füßen Jesu sitzt, gerade *nicht* den dauerhaft geordneten sozialen Formen ihres Standes und ihrer Zeit. Deren Institutionen sehen nicht vor, dass Frauen sich in den Schülerkreis eines Rabbis begeben, oder dort gar – »dem Herrn zu Füßen« – eine bevorzugte Stellung erhalten.

Gegenüber diesem unkonventionellen, zugleich ganz selbstvergessenen Handeln Marias erscheint Marta als Sinnbild der geltenden Ordnung, die – für die Hausbewohner wie für die Gäste – Stabilität und Orientierung gibt. Marta, die Organisatorin, plant keine Veränderung; sie zielt gerade nicht auf religiöse oder soziale Reform, sondern setzt mit aller Entschiedenheit auf die Bewahrung des Gegebenen.

(3) Die kirchliche Organisation als prekäre Unvermeidlichkeit

Nimmt man Marta in dieser Weise als Typus des organisationalen Handelns in Anspruch, dann wird deutlich, dass die gängige Assoziation mit ‚Reform‘, ‚Innovation‘ und ‚Aufbruch‘ nur eine Seite gerade des modernen Organisationsverständnisses beschreibt. Denn auf der anderen Seite dient die Organisation – wie wiederum am Unternehmen besonders klar zu sehen – ja gerade der *Abwehr von Veränderung*, dem Schutz gegen die Marktturbulenzen; oder positiv: die betriebliche Organisation zielt auf *Erhaltung und Stabilisierung* jedenfalls des betrieblichen Gewinns, und möglichst auch der Produktivität und der Beschäftigtenzahl. Alle Flexibilisierung, alle organisierte Dauerreform hat letztlich nur den einen Sinn, das System des arbeitsteiligen Handelns selbst gegen bedrohliche Phänomene der Knappheit und der Konkurrenz abzuschirmen.

Aus dieser Einsicht speist sich der gängige Vorwurf, die kirchliche Organisation zielt vornehmlich auf die eigene Bestandserhaltung. Karl Barth hat diesen Vorwurf bekanntlich theologisch radikalisiert, als er die Bemühungen der 1920er Jahre, der Volkskirche organisatorisch eine stabile Basis zu geben, geißelte als allzu selbstsicheres Überspielen der prinzipiellen »Verlegenheit«, ja der *Anfechtung*, in die die Kirche durch die Konfrontation mit Gottes Wort gerät¹¹.

Auch wenn man Barth den Gegenvorwurf nicht ersparen kann, er ignoriere die materiellen Bestandsbedingungen der Kirche, und auch wenn man darauf hinweist, dass der »Fortbestand« der Kirche (Martin Schian) für die verlässliche, auch die öffentliche Präsenz der christlichen Botschaft unverzichtbar ist – auch dann ist doch nicht zu übersehen, dass das Handlungsmuster einer zweckrationalen *Sicherung des Bestehenden* in erheblicher Spannung zur selbstvergessenen *Zweckfreiheit des Glaubens* steht, wie sie Lukas mit der hörenden Maria so eindrücklich typisiert hat. Dass zwischen Organisation und Religion Konflikte nicht ausbleiben können, daran lässt dieser biblische Text keinen Zweifel.

Noch ein zweiter Einwand gegen die Organisation der Kirche ist zu nennen, nämlich ihre – unvermeidbare – *Tendenz zur Hierarchie*, zur Stärkung zentraler Leitungsmacht. Für eine zweckrationale, auf rascher, zielklarer Entscheidung basierende Organisation ist die Bündelung von Weisungsbefugnissen an der Spitze schlechterdings notwendig. Auch in der Kirche wird die Situation von Knappheit und Konkurrenz ja vor allem von der Leitungsebene, von den Bischöfen und Dekaninnen, den Kirchen- und Verwaltungsämtern wahrgenommen und durch zweckrationales Entscheidendshandeln zu bearbeiten versucht.

In einer Kirche, die den Grund des Glaubens im je eigenen Hören und darum vor allem in örtlichen Versammlungen verortet, also in einer *evangelischen* Kirche hat jede überörtliche Leitungsebene, die – im Stil der Organisation – auf bindende Entscheidungen drängen *muss*, darum nicht wenig Probleme. Nur in ganz äußerlichen Hinsichten kann sie Weisungsbefugnis behaupten; im Wesentlichen muss sie auf Überzeugung setzen.

Sie tut darum gut daran, Impulse (und Impulspapiere) zu geben, Diskussionsprozesse anzustoßen, immer wieder auf das Nötige hinzuweisen.

Auch Marta artikuliert ihren Druck *von oben* – so stelle ich es mir jedenfalls vor, wenn sie von draußen hereinkommt und den Herrn anspricht, der im Kreis seiner Schüler und Schülerinnen sitzt. Umso wichtiger scheint es, dass Jesus sie nicht abweist: »Marta, Marta, du hast viel Sorgen und Mühe.« Ihre Person wird gewürdigt, ihre innere und äußere Not kommt zur Sprache und wird durchaus nicht abgewertet. Was Marta, die Organisatorin des kirchlichen Lebens tut, ist sinnvoll und unvermeidlich – aber es ist *nicht* das eine, das einzige Handeln, das die Not wendet.

(4) Kirche als institutioneller Einspruch gegen die gesellschaftliche Selbstzerstörung

Noch einmal sei festgehalten: In einer Gesellschaft, die mehr und mehr als ‚Organisationsgesellschaft‘ erscheint, kann und darf sich auch eine Großkirche den Erfordernissen zweckrationaler Arbeitsteilung, gezielter Mitgliederpflege und öffentlich profilierter Darstellung nicht entziehen. Zugleich freilich machen gerade die – inzwischen so umworbenen – *Mitglieder* durch ihr Verhalten deutlich, dass sie die erfahrbare Kirche gerade nicht als ‚Organisation‘ wahrnehmen und sehen wollen. Indem sie etwa offene Kirchengebäude als Oasen im Konsum- oder Arbeitsalltag nutzen, indem sie von den Pfarrerinnen ein vorbildliches Leben erwarten und von den Kirchenleitungen kritische Worte angesichts sozialer Missstände – auf diese Weise artikulieren die Menschen das Bild einer Kirche, die sich den Funktions- und Rationalitätsimperativen der Organisationsgesellschaft gerade nicht unterwirft, sondern die in dieser durchrationalisierten, ganz und gar zielverliebten Welt eine Art Kontrast-Raum markiert¹². Aus der Sicht vieler Mitglieder, das hat gerade die letzte EKD-Erhebung gezeigt, markiert die Kirche ein *alternatives Lebensprinzip*, das – durchaus mit Ernst Lange – den »Einspruch Jesu« gegen die ökonomistische »Selbstzerstörung des Menschen« auf Dauer stellt.

Wird dieses Bild der Kirche – was selten geschieht – mit dem Begriff der ‚Institution‘ gedeutet, so treten weitere Aspekte in den Blick: Kirchliche Räume und Rituale verheißen für viele eine Entlastung von dem Druck, das eigene Handeln ständig zu optimieren, die eigene Lebensführung permanent selbst verantworten zu müssen. Die Vorgaben der kirchlichen Liturgie, ihre Gesten

und Gesänge ermöglichen ein *selbstvergessenes* – und zugleich sehr präsent – Hören und Dazugehören. Und die verschwenderische Selbstverständlichkeit, die kirchliche Räume und Festzeiten auszeichnet, erlaubt es den Einzelnen, ihre eigenen Gedanken und Bilder *frei zu entfalten*¹³.

Allerdings, diese institutionellen Aspekte des kirchlichen Lebens stehen stets in der Gefahr, sich wiederum selbst zu verfestigen, wiederum zu einer Institution im Sinne autoritärer Vorgaben zu werden, die Subjektivität gerade nicht freisetzt, sondern bindet. Maria, wie sie dem Herrn zu Füßen sitzt, ist eben *kein Prinzip* der religiösen Praxis; ihr Handeln lässt sich gerade nicht auf Dauer stellen, sondern lebt aus dem einen Augenblick, in dem Jesus das Haus betritt: in dem heute und hier das Wort Gottes laut wird¹⁴.

Marias Hören hebt Martas Sorgen und Mühe darum nicht auf, sondern bleibt in einer unhintergehbaren Spannung, die sich nicht selten in massiven Konflikten entlädt. An zwei gegenwärtig kritischen Punkten, im Blick auf die *Mitglieder* der Kirche und auf die Grundsätze ihrer *Leitung*, will ich diesen Konflikt zwischen einer organisationalen und einer institutionellen Logik des kirchlichen Handelns noch etwas konkretisieren.

(5) Mitgliedschaft in der Kirche – institutioneller Rahmen und organisiertes Segment

Dass die Kirche – auch – als ‚Organisation‘ zu beschreiben ist, das zeigte sich seit den 1970er Jahren an dem Interesse, das die Kirche ihren Mitgliedern, ihren Einstellungen und Erwartungen, ihrer Unterstützungsbereitschaft und ihrem Engagement entgegenbringt. Zugleich markiert jedoch gerade der kirchliche Umgang mit den Mitgliedern, dass die Kirche im Grunde keine Organisation darstellt¹⁵.

Denn im Unterschied zu jedem Unternehmen, auch jedem Verein weigert sich die Kirche, über die Mitgliedschaft der Einzelnen zu *entscheiden*: Jede, die die Taufe begehrt, wird – von Grenzfällen abgesehen – auch getauft. Dahinter steht natürlich die theologische Einsicht, dass die Kirche nicht darüber verfügt, wer zur verborgenen Kirche gehört, und nach der Regel der Liebe (M. Luther) darum alle, die es wollen, in die sichtbare Kirche aufnehmen wird.

Diese theologische Deutung der Taufe – die Kirche vollzieht nur nach, was *Gott* in seiner Gnade

längst entschieden hat – entspricht im Übrigen auch der Selbstwahrnehmung der meisten Mitglieder. Sie verstehen ihre kirchliche Zugehörigkeit im Horizont gesellschaftlicher Sitte und familiärer Tradition – und gerade *nicht* als eine selbst verantwortete, eigens zu begründende Entscheidung. Ähnliches lässt sich bei vielen Wiedereintritten beobachten: Wer in die Kirche zurückkehrt, gibt dem Gefühl nach, ‚wieder dazu gehören zu sollen‘; die eigene Entscheidung vollzieht nur nach, was eigentlich schon lange gilt.

Die Kirche erscheint hier als eine Gemeinschaft der Glaubenden, die vor allem *institutionelle* Züge trägt: Sie ist dem einzelnen, oft schwachen Glauben vorgeordnet, sie vermag ihn zu entlasten und zu tragen; und sie sollte darum gerade keine klaren Auskünfte darüber verlangen, warum ich – wieder oder noch – der Kirche angehöre.

Während diese distanzierten Mitglieder ihre eigene Zugehörigkeit nur gelegentlich aktualisieren, indem sie sich entschließen, an einem Gottesdienst oder einem Gemeindefest teilzunehmen, nimmt diese Teilnahme bei anderen den Charakter eines dauerhaften Engagements an. Diese Mitglieder verstehen sich dann eher als ‚*entschiedene*‘ Christen; mitunter begreifen sie auch ihre Mitgliedschaft selbst als eine bewusste Entscheidung, die dann nicht zuletzt die Pflicht zur regelmäßigen Mitarbeit einschließt. Hier wird gleichsam das *organisationale Segment* der Kirche sichtbar, das aus den aktiven, den ehrenamtlichen wie den hauptamtlichen Mitarbeitenden besteht. Für dieses (und nur dieses) Segment der verfassten Kirche machen Zielorientierung und konsequente Personalentwicklung, wie Herr Barrenstein es gestern eingefordert hat, durchaus Sinn.

Freilich wird sich dieses organisationale Segment davor hüten müssen, die eigene, entscheidungsförmige Logik der Zugehörigkeit zur allgemeinen kirchlichen Norm zu erheben. Natürlich können die Getauften zur Beteiligung eingeladen und ermuntert werden, aber dabei darf nicht verdeckt werden, dass die Mitgliedschaft in der Kirche eben *nicht* den Anspruch auf ein bestimmtes Engagement impliziert, sondern dass sie auf dem Zuspruch einer unbedingten Entlastung beruht, auf dem Segen einer selbstvergessenen Freiheit – die man freilich gerade in der Beteiligung am kirchlichen Leben erfahren kann.

(6) Leitung in der Kirche – Entscheidungsmacht und Vollmacht der Deutung

Schließlich ein paar knappe, nur andeutende Bemerkungen zu den Leitungsformen, die den hier skizzierten Handlungsmustern der Kirche entsprechen. Zur Kirchenleitung gehören zweifelsohne Entscheidungen, zum Teil sehr massive Entscheidungen: über Strukturen und Verfahren, über Budgets und – nicht zuletzt und immer wieder – über *Personen*. Das Recht der Ordination gehört zu den zentralen, und durchaus entscheidungsförmigen Kompetenzen des bischöflichen Amtes, in denen sich sein organisationaler Charakter zeigt. Erst recht eignet den anderen kirchlichen Leitungsinstanzen, den Synoden wie den Kirchenämtern, erhebliche Entscheidungsmacht – von der Spitze aus gesehen, ist die Kirche zweifelsohne, und nicht erst seit ein paar Jahrzehnten eine Organisation¹⁶.

Wie aber verhält sich diese organisatorische Leitungsmacht zu den Formen *geistlicher* Leitung, wie sie besonders prägnant die Confessio Augustana beschreibt? Ich erinnere Sie an die einschlägigen Sätze des Artikels 28 zum bischöflichen Amt:

»Das bischöfliche Amt nach göttlichem Recht ist es, das Evangelium zu predigen, Sünde zu vergeben, Lehre zu beurteilen [...], und die Gottlosen, deren gottloses Wesen offenbar ist, aus der christlichen Gemeinde auszuschließen – ohne menschliche Gewalt, allein durch das Wort [*sine vi humana, sed verbo*]. Und deshalb sind die Pfarrleute und Kirchen schuldig, den Bischöfen gehorsam zu sein, nach dem Spruch Christi: ‚Wer euch höret, der hört mich.‘« (BSLK, 123f)

Hier wird den Bischöfen – wie allen Pfarrpersonen – eine Leitungsmacht durch das gepredigte, das deutende und urteilende *Wort* zugesprochen, die durchaus auch Entscheidungscharakter hat. Freilich liegt diese Entscheidung, wie der Extremfall des Ausschlusses aus der Gemeinde zeigt, gerade nicht – wie es bei Personal- oder Budgetentscheidungen der Fall ist – bei den Leitungspersonen allein. Die Vollmacht, Gottlose auszuschließen, ist vielmehr ebenso strukturiert wie die Vollmacht, andere – wiederum durch das Wort – in die Gemeinde hineinzuholen. Wilfried Härle hat die Struktur dieser Wortmacht gestern noch einmal rekonstruiert: Sie besteht in einem (genau zu differenzierenden) Miteinander des menschlichen Redens, des religiösen Deutens, des geistlichen Lehrurteils – und der überführenden, Glau-

ben schaffenden Evidenz dieses Wortes, wie sie nur Gott zugeschrieben werden kann.

Die Leitung durch das Wort besteht also darin, Gesetz und Evangelium zu predigen, das Urteil der Versöhnung und auch der Verdammung zu sprechen – und die Entscheidung darüber, wie dieses Urteil wirkt, dem Geist zu überlassen. Ich betone dabei das Moment des Urteils, um daran zu erinnern, dass die Predigt auch *Konflikte auslösen kann*, dass sie nicht nur trösten, sondern auch verletzen und spalten wird. Denn für diese Predigt gilt, der CA zufolge, die Autorität Christi selbst: »Wer euch hört, der hört mich.«

Was also kann die Kirchenleitung tun, um die Reform der Kirche geistlich zu fördern? Sie kann den Raum für solches Predigen und Lehren offen halten, sie kann – durch Organisation – die Institutionalität der Kirche stärken und schützen; und sie kann schließlich selbst predigen, selbst *geistliche Urteile öffentlich machen*. Sie kann – mit eben dieser Absicht – Impulspapiere schreiben, Diskussionen inszenieren, Konflikte riskieren; und sie wird es dann aushalten, wenn sie ihre Einsichten und Urteile nicht autoritativ durchsetzen, sondern nur auf die Evidenz des Geistes vertrauen kann.

Maria und Marta – paradigmatische Theologie

In diesem Sinne ein letzter Blick auf den biblischen Text. In der Konstellation zwischen Marta, Maria und Jesus zeigt Lukas sehr deutlich, was er unter Theologie, kirchenleitend relevanter Theologie versteht: Theologie entsteht an existenziellen, auch kirchlich existenziellen Konflikten; und sie macht diese Konflikte nicht selten allererst publik, in paradigmatischen Geschichten und öffentlichem Wort. Theologie deutet die Konflikte, auch die kirchlichen Konflikte im Horizont unbedingter Nöte und alltäglicher Sorgen. Und Theologie lässt ihren Adressaten das letzte Wort: Wie Marta sich entscheidet, das wird bei Lukas gerade nicht erzählt. Und so muss ich nun auch Ihnen überlassen, über meine Theologie der Kirche zu urteilen.

Anmerkungen:

¹ Meine Auslegung ist vielfältig angeregt durch die Predigtstudie von Birgit Klostermeier, in: *Predigtstudien für das Kirchenjahr 2004/2005*, Bd. III/1, Stuttgart 2004, 153–157.

² Martin Schian: *Grundriß der Praktischen Theologie*, in: *Sammlung Töpelmann*, 1. Gruppe: *Die Theologie im Abriss*, Band 6; Gießen 1922, 11.

³ Besonders perspektivenreich ist Joachim Fetzer (Hg.): *Kirche in der Marktgesellschaft*, Gütersloh 1999.

⁴ Vgl. Helmut Hild (Hg.): *Wie stabil ist die Kirche? Bestand und Erneuerung. Ergebnisse einer Meinungsumfrage*, Gelnhausen/Berlin 1974, 35ff – mit ausführlichen Bezugnahmen auf Luhmann.

⁵ Niklas Luhmann, *Die Organisierbarkeit von Religionen und Kirchen* (1972), in: J. Wössner (Hg.), *Religion im Umbruch*, Stuttgart 1972, 245–285, hier 247; vgl. auch Ders.: *Organisation*; in: W. Küpper / G. Ortman (Hg.), *Mikropolitik. Rationalität, Macht und Spiele*, Opladen 1988, 165–185; zuletzt Ders.: *Organisation und Entscheidung*, Wiesbaden 22006.

⁶ Vgl. zum Folgenden Eilert Herms: *Art. Institution*, in: *Evangelisches Soziallexikon*, NA Stuttgart 2001, 748–752; Dietrich

Rössler: *Grundriss der Praktischen Theologie*, Berlin / New York 21994, 458–489.

⁷ Zit. nach Wolf-Dieter Marsch: *Art. Institution*, in: *GGG3*, Bd. 3, 784.

⁸ Vgl. die Zusammenfassung der Argumentation bei Wolfgang Huber: *Kirche*, München 21988, 114ff.

⁹ Huber, a.a.O., 43; vgl. a.a.O., 9.

¹⁰ Ernst Lange: *Überlegungen zu einer Theorie kirchlichen Handelns*, in: Ders., *Kirche für die Welt*, München 1981, 197–214, Zitat 199.

¹¹ Vgl. Karl Barth: *Quousque tandem?* (1930), in: *GA 24*, Zürich 1994, 526–535, bes. 531f.

¹² Vgl. zu diesem Gedanken Monika Wohlrab-Sahr: *Kulturelle Diversität und ein verbindendes Kontrastprinzip: Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge*, in: J. Hermelink/I. Lukatis/Dies. (Hg.), *Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge*, Bd. 2. *Analysen zu Gruppendiskussionen und Erzählinterviews*, Gütersloh 2006, 321–338.

¹³ Ein ähnlicher Gedanke findet sich schon bei Wolf-Dieter Marsch: »Die Kirche [...] kann als Institution nicht ohne gewisse Verobjektivierungen ihres Handelns auskommen. Sie kann nicht in jeder ihrer Lebensäußerungen von jedem ihrer Mitglieder gleichmäßig akzeptiert werden. Ja, gerade in ihrer Vorgegebenheit als Institution und erst durch sie gibt sie subjektive Artikulation eines ‚gelebten‘ Glaubens frei. Erst weil Kirche als Institution da ist, kann Kirche als Ereignis werden.« (Ders., *Institution im Übergang. Evangelische Kirche zwischen Tradition und Reform*, Göttingen 1970, 123).

¹⁴ Vgl. nochmals Klostermeier, *Predigtstudie zu Lk 10*, a.a.O. [Anm. 1], 155.

¹⁵ Die folgende Argumentation ist entfaltet bei Jan Hermelink: *Zwischen religiöser Kommunikation und organisationalem Entscheiden. Anregungen aus Luhmanns Religionssoziologie für das Selbstverständnis einer evangelischen Kirchenleitung*, in: Ders. / G. Wegner (Hg.), *Paradoxien kirchlicher Organisation*, Würzburg 2008, (205–235) 224ff.

¹⁶ Eine prägnante Beschreibung gibt Wolfgang Huber: *Kirchenleitung als Herrschaft durch Dienst?*, in: J. Ochel (Hg.), *Der Dienst der ganzen Gemeinde Jesu Christi und das Problem der Herrschaft*, Gütersloh 1999, 93–115.

Einige Texte zum Wieder- und Weiterlesen

Barth, Karl: *Quousque tandem?* (1930); in: *Karl Barth Gesamtausgabe*, Bd. 24, Zürich 1994, 526–535

Grotefeld, Stefan/Hermelink, Jan (Hg.): *Religion und Ethik als Organisationen – eine Quadratur des Kreises?*, Zürich 2008

Hermelink, Jan: »Organisation« – ein produktiver Begriff zur interdisziplinären Erforschung von Religion und Ethik? Ein evang.-theol. Resumé, in: J. Hermelink / S. Grotefeld (Hg.), *Religion und Ethik als Organisationen?*, Zürich 2008, 257–279

Hermelink, Jan/Wegner, Gerhard (Hg.): *Paradoxien kirchlicher Organisation. Niklas Luhmanns frühe Kirchensoziologie und die aktuelle Reform der evangelischen Kirche*, Würzburg 2008

Huber, Wolfgang: *Kirche* (1979), München 21988

Herms, Eilert: *Religion und Organisation. Die gesamtgesellschaftliche Funktion von Kirche aus der Sicht der evang. Theologie* (1988), in: Ders., *Erfahrbare Kirche*, Tübingen 1990, 49–79

Luhmann, Niklas: *Die Organisierbarkeit von Religionen und Kirchen*, in: J. Wössner (Hg.), *Religion im Umbruch*, Stuttgart 1972, 245–285

Luhmann, Niklas: *Organisation*; in: W. Küpper / G. Ortmann (Hg.), *Mikropolitik. Rationalität, Macht und Spiele*, Opladen 1988, 165–185

Marsch, Wolf-Dieter: *Institution im Übergang. Evangelische Kirche zwischen Tradition und Reform*, Göttingen 1970

Rendtorff, Trutz: *Theologische Probleme der Volkskirche*, in: W. Lohff / L. Mohaupt (Hg.), *Volkskirche – Kirche der Zukunft?*, Hamburg 1977, 104–131

Tyrell, Hartmann: *Religion und Organisation. Sechs kirchensoziologische Anmerkungen*, in: J. Hermelink/G. Wegner (Hg.), *Paradoxien kirchl. Organisation*, Würzburg 2008, 179–204

Wegner, Gerd: *Leiden als Bedingung der Freiheit. Kirchliche Organisation und geistliche Entscheidung*, in: PTh 92 (2003), 403–417



»Überlegungen aus empirisch-praktischer Sicht«

Von Claudia Fischer-Appelt

Ich freue mich, dass ich hier in. Mein Name ist Claudia Fischer-Appelt, ich bin Kommunikationsdesignerin, d.h. Gestalterin von Berufs wegen und beschäftige mich mit Entwicklungsprozessen. Ich habe viele Marken begleitet auf ihrem Weg von Veränderungen. Als ich diese Einladung von Ihnen bekommen habe zum Thema: »*Kirche im Spannungsfeld von Institution und Organisation*«, war mein erster Gedanke: Was soll ich denn da? Das ist ein Fehler, ich wollte also anrufen und sagen, das ist irgendwie falsch für mich. Ich hab dann ein bisschen mich weiter vorgewagt und bei dem Markenverband nachgelesen: »*Marke ist nicht Wissen, Marke ist Glaube.*« (Franz-Peter Falke, Präsident Deutscher Markenverband). Dann dachte ich: Na, dann bin ich hier ja doch richtig.

Ich kann Ihnen ja ein bisschen was dazu erzählen. Ich habe bis kurzem eine Agentur geleitet, die in Hamburg sitzt und mit 45 Leuten so auf Platz 3 war. Also auch nicht ganz unwichtig in Deutschland; und deswegen möchte ich Ihnen gerne erzählen, was Sie vielleicht von dem Thema »*Marke*« lernen können. Da gibt es nämlich ein paar ganz tolle Dinge. Vorher möchte ich Ihnen kurz sagen, was eine Marke überhaupt ist.

Das wissen Sie sicher längst, aber vielleicht, um so in das Thema 'reinzukommen:

Es geht zunächst um die Fragen:

- Keine Institution, keine Organisation? Aber dafür eine Marke?
- Was kann man von Marken lernen?
- Was ist denn eigentlich eine Marke?

Marken sind Wertsysteme

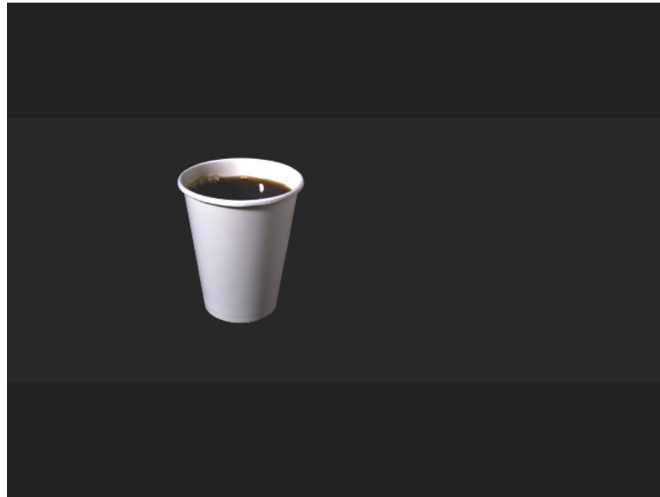
Marken sind Wertesysteme und letztendlich können Institutionen und Organisationen Marken haben, Marken sein und Marken betreiben und – immer wieder – welche erfinden. Also, Daimler ist eine Marke und Mercedes Benz auch, ihre Marke sozusagen, ihre Produktmarke; und so können Sie das ins Unendliche fortführen. Aber natürlich geht es bei Marken immer darum, Produkte zu verkaufen und Dienstleistungen unbedingt von der Konkurrenz abheben. Wenn man nicht weiß, ist das jetzt das Produkt oder gehört das zu der Marke oder wem gehört das eigentlich, kann man sich schwer entscheiden. Und natürlich geht es darum, sich dann im Wettbewerb zu dif-

ferenzieren. Eine Marke ist dafür da, die eigenen Produkte oder Dienstleistungen von der Konkurrenz abzuheben und das eigene Unternehmen vom Wettbewerb zu differenzieren.

Differenzieren ist eines der entscheidenden Merkmale einer Marke

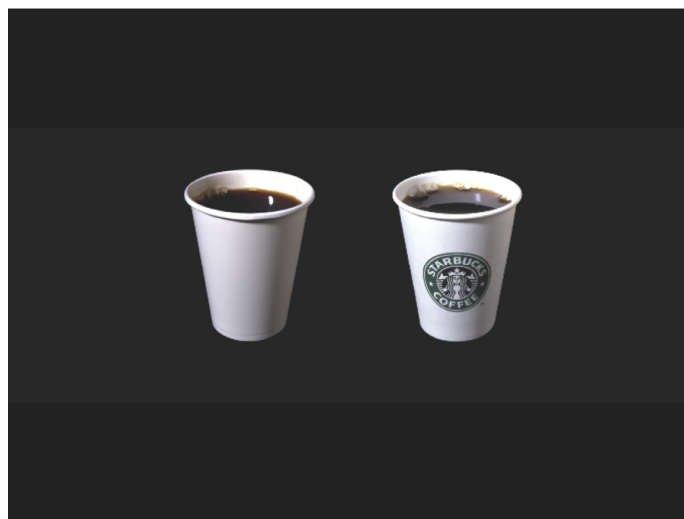
Ich habe das Kaffeebeispiel schon einmal an anderer Stelle gebracht. Aber um Ihnen kurz zu sagen, wie das mit der Marke funktioniert und warum sie überhaupt so kostbar ist, zeige ich Ihnen ein Beispiel.

Kennen Sie alle: Kaffee!

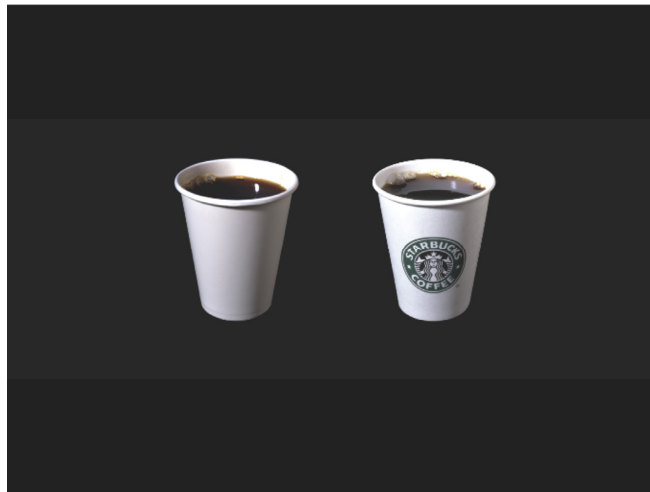


Noch ein Kaffee, doch der rechte Kaffee ist ein Markenkaffee. Sie kennen bestimmt diese Marke,

die aus Amerika vor Jahren schon herüber geschwappt ist.



Und jetzt zeige ich Ihnen den Unterschied, warum Marke so wertvoll ist: Das ist nämlich der Preis! Und das ist Marke.



Also, wenn wir ehrlich sind, so einen großen Unterschied gibt es da nicht in den Tassen oder in den Bechern. Also, Kaffee ist Kaffee. Gut, der eine schmeckt besser oder der andere schmeckt besser. Ich hätte auch Margarine nehmen können. Aber Starbucks bekommt es hin, indem sie ihre eigene Marke aufgebaut und aufgeladen haben, dass man bereit ist, für diesen Kaffee 2,90 € zu zahlen und nicht nur 1,50 €. Und womit hängt das zusammen? Ich habe das Gefühl, wenn ich bei Starbucks bin – ich war auch dort das letzte Mal in Amerika und genau diese Lebensart usw. ... – Das brauche ich unbedingt heute Morgen auch. Ich brauche auch diesen Starbucks *coffee to go*. Dieses »ich weiß, das System funktioniert immer gut, es ist immer das gleiche Angebot, ich finde mich zurecht, ich werde abgeholt, ich bin sicher, dass dieser Kaffee schmecken wird, weil es ist STARBUCKS«, das ist im Prinzip Marke.

Marken sind emotionale Erlebniswelten

Und das Wichtigste ist, Marken sind emotionale Erlebniswelten. Es ist etwas emotionales, also es ist ein Gefühl, was mir verkauft wird. Der Kaffee ist der gleiche – mehr oder weniger – aber dieses Gefühl ist das, was Marken transportieren und wie man sie auflädt.

Und was ich in all den Jahren auch gemacht habe: Es geht immer um eine gekonnte Verknüpfung von Emotionen, Erlebnissen einerseits und Produkten bzw. Inhalten andererseits. Und zwar ziemlich geschickt. Das ist auch nicht mal eben so gemacht, sondern dazu gehören ein gutes Bauchgefühl und auch ziemlich viel Zeit.

Marken haben einen Wiedererkennungswert.
(»Aha: das kenn ich!«)

Dieser Wiedererkennungswert ist das Wesentliche, denn wenn ich mir nicht sicher bin, ob das ein Starbucks-Kaffee ist, dann zahle ich auch nicht 2,90 €. Das ist mir dann zu unsicher. Dann weiß ich nicht, ist der wirklich so gut? Das heißt, dieses »Das kenne ich« ist unheimlich wichtig für eine Marke. Und ich muss immer wieder das gleiche Gefühl abrufen bei den Verbrauchern: »Ah, da ist ja dieses Amerikagefühl, dieses Lifestyle-Gefühl, das kenne ich schon«. D.h. Marken geben Orientierung. Der Verbraucher kann immer wieder bestimmte Eigenschaften, Leistungen und Attribute damit verbinden.

Marken vermitteln: »Ich kenne Dich!« und »Ich will Dich!«

Jetzt kommen wir aber zu einem schwierigen Teil. »Ich kenne Dich!«, da bin ich bei Ihnen ganz sorgenfrei. Ich glaube, Sie, die Kirche, kennt jeder. Da muss ich Sie nicht länger mit aufhalten. Aber dazu kommt dann: »Ich will Dich!«. Das ist schon wieder ein bisschen schwieriger. Wie machen das die Marken, dass sie gewollt werden? Marken zeigen, wie toll sie sind; sie machen auf sich aufmerksam. Sie zeigen, sie sind nicht nur vernünftig. Sie sagen nicht nur, was sie alles können und was man bei ihnen kriegt, sondern die setzen sich in Szene. Sie lassen 'mal was 'raus.

Wissen Sie eigentlich, wie heiß Sie gerade sind?

Bevor ich Ihnen sage, was Sie von Marken lernen können, will ich einen kleinen Einschub machen, weil ich mich jetzt wieder mit Ihnen beschäftigt habe. Ich weiß gar nicht, ob Sie wissen, wie heiß Sie eigentlich gerade sind? Das GDI, das Dudweiler Institut aus der Schweiz ist ein ziemlich be-

kanntes Institut. Dort setzen sie sich mit Trends in der ganzen Welt auseinander und halten

Vorträge und richten Trendtagen mit aus und so weiter. Doch schauen Sie 'mal links unten.



GOTTLIEB DUTTWEILER
INSTITUTE

THE BRAIN POOL

[DOWNLOADS](#)
[SITEMAP](#)
[DISCLAIMER](#)
[IMPRESSUM](#)
[KONTAKT](#)

SEARCH

EVENTS

PUBLIKATIONEN

RESEARCH

LOCATION

PORTRAIT



Seminar – Systemische Gruppendynamik
Wie Sie die Dynamik von Gruppen produktiv nutzen können
 Seminarleitung: Roswita Königswieser, Dr.,
 Jürgen M. Pelikan, Prof. Dr. phil.,
 Dorothea von Ritter-Röhr, Dr., Ulrich Königswieser, Mag.
 08. Februar bis 13. Februar 2009



Gladwell at GDI
Das wahre Geheimnis des Erfolges
 Beatles, Bill Gates und Ballakrobaten – worin unterscheiden sich
 sehr erfolgreiche Menschen vom Rest? Der Vordenker Malcolm
 Gladwell wollte es wissen und ging den wahren Ursachen des
 Erfolges auf den Grund.
 Mittwoch, 28. Januar 2009



Studie «Die Rückkehr der Religion»
Warum Glauben Hochkonjunktur hat
 Warum Spiritualität boomt und die wachsende Sehnsucht nach
 dem Erhabenen neue Märkte schafft.



GDI IMPULS Nr. 4.2008
Es geht doch!
 Aber anders als bisher. Was Sie
 Konkretes tun können, um Ihre Welt
 zu verbessern: Engelskreise
 bauen zum Beispiel.

Da gibt es den Hinweis auf eine Riesenstudie und Workshops zum Thema: Die Rückkehr der Religion. Warum Glauben Hochkonjunktur hat.

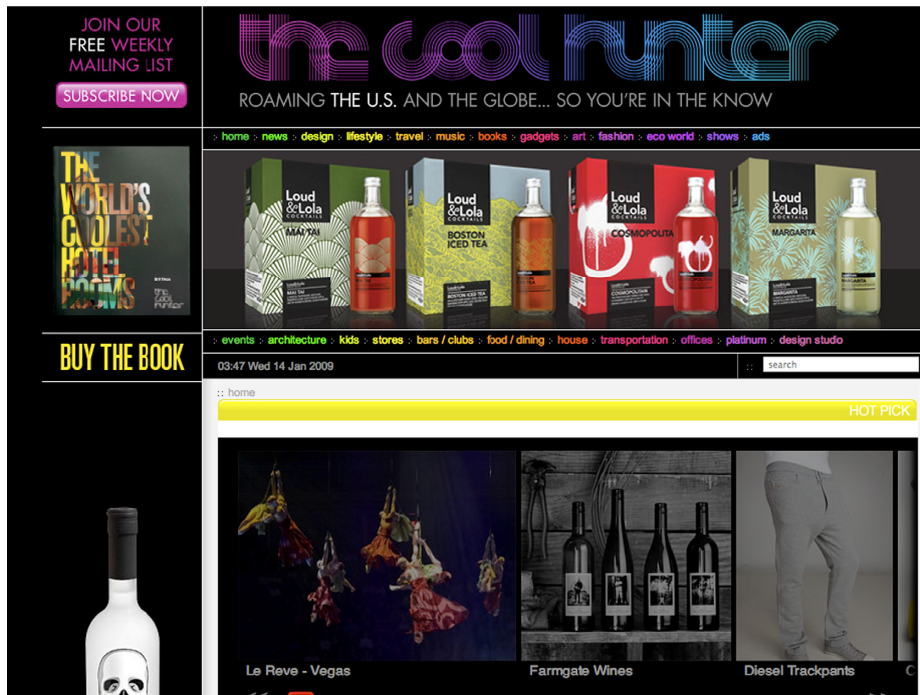
Studie «Die Rückkehr der Religion»
Warum Glauben Hochkonjunktur hat
 Warum Spiritualität boomt und die
 wachsende Sehnsucht nach dem
 Erhabenen neue Märkte schafft.

24

In dem Fall ist wieder sehr wirtschaftlich bezogen, aber das begegnet mir überall. Religion ist überall Thema.

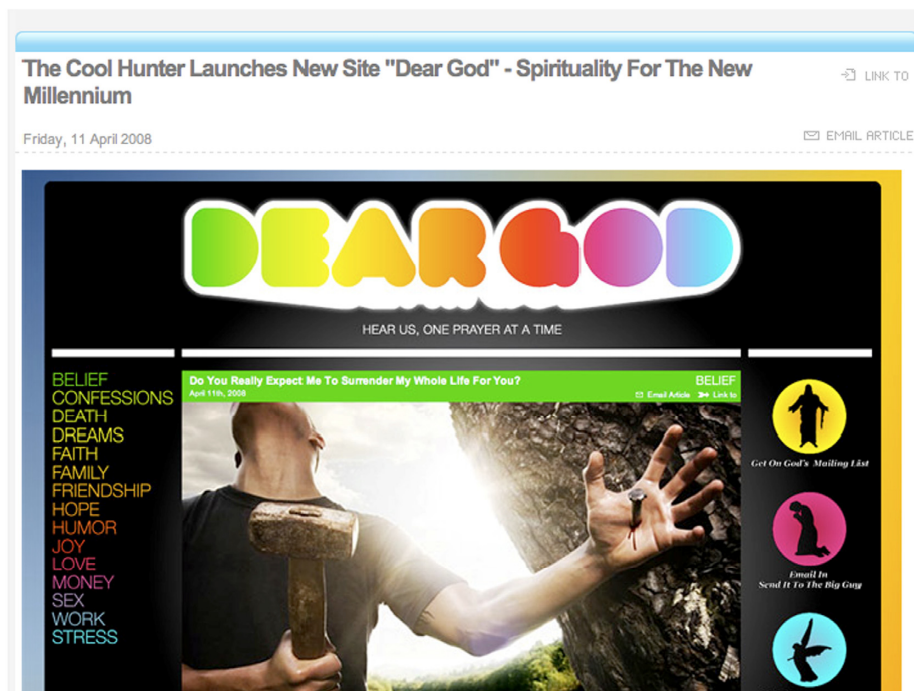
Und was ich Ihnen noch aus meinem persönlichen Lebensbereich mitgebracht habe und was

ich ‚irre‘ finde: *the cool hunter* ist die Website überhaupt zum Thema Style, Design, Events, Shops, Shopping. Wenn man da drin ist, ist man also in einer ganz eigenen Scene.



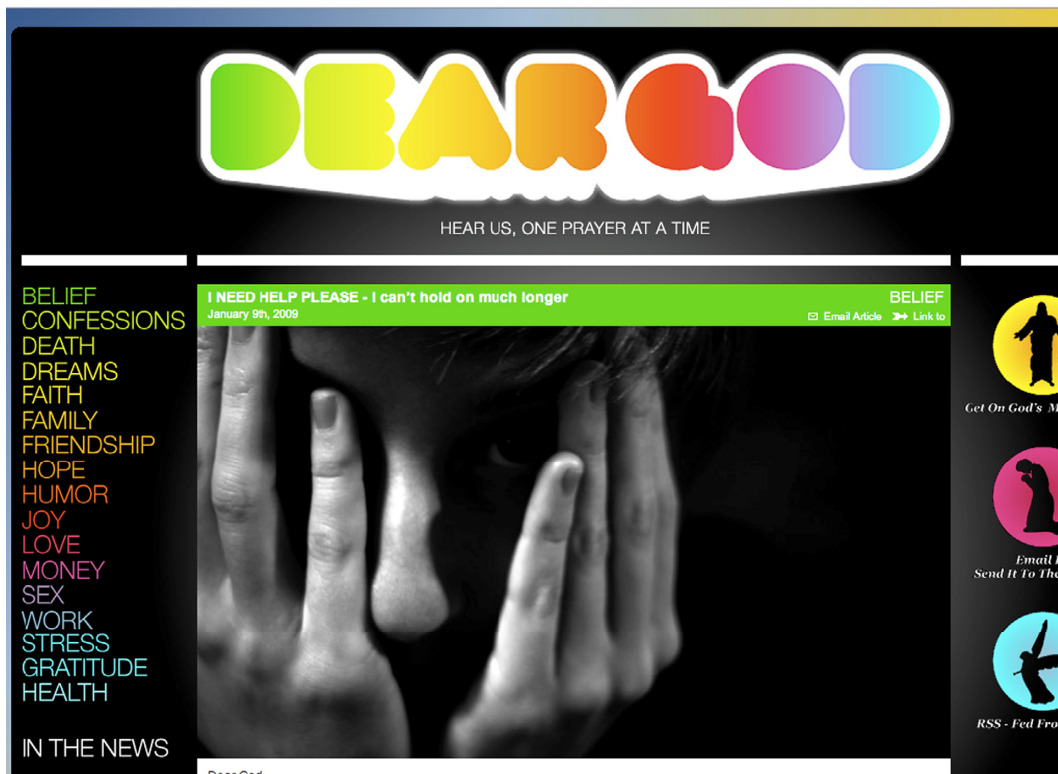
Dort wurde gerade eine Website gelauncht: »Dear God«, Spiritualität für ein neues Millennium. Und

ich war wirklich baff, als ich das gesehen hab, weil es sehr gut gemacht ist. Also sehr stylisch.



Man kann darüber streiten, wie der Look ist. Aber schauen Sie sich diese Begriffe an. Da sind ja nicht nur Bild und Design. Dazu kommt, welche Begriffe ausgewählt werden, die dort diskutiert werden. Es sind sehr viele Menschen, die dort

schreiben und von ihren Gefühlen berichten z. B. »I need help please!«, »I can't hold on much longer!« Also es wird ganz viel erzählt und die Leute antworten auch, und es ist wahnsinnig viel Bewegung auf dieser Website.



Weshalb ich Ihnen das eigentlich mitbringe? Hier wird noch einmal gesagt, das ist ein Projekt, ein globales Projekt für Menschen auf der ganzen Welt, um ihre innersten Hoffnungen usw. zu teilen. Und das findet auch wirklich statt.

Ich würde also sagen, was ich daraus lese, ist: Die Menschen warten doch auf Sie! Ich würde sogar behaupten, sie lauern ja regelrecht! Das, was Marken mühsam an Inhalten, Herz und Glaubhaftigkeit aufbauen, ja hindichten müssen, um glaubwürdig zu sein, um irgendwie Inhalte zu vermitteln (das ist ja albern mit dem Kaffee und der Margarine) haben Sie. Sie haben ja etwas ganz Besonderes anzubieten, Sie haben doch alles.

**Was Kirche von Marken lernen kann:
Seien Sie emotional! Zeigen Sie mehr Herz.
Schalten Sie doch mal Ihren Kopf ab.**

Also wie ich das heute Morgen erlebt habe, denke ich, dass Sie auch noch einen anderen Teil brauchen, nämlich den emotionalen Teil. Zeigen Sie doch ein bisschen mehr Herz, ein bisschen Bauch. Und ich weiß, es ist frech zu sagen, aber manchmal denke ich das schon – schalten Sie doch ‘mal ihren Kopf ab. Ich weiß, dass Sie alle schlau sind und das wissen auch alle, aber: Sie haben doch auch Herz. Die Website der EKD – ich möchte überhaupt nicht lästern über diese Website oder was sagen, aber gucken Sie doch ,mal.

EKD Evangelische Kirche in Deutschland

Kontakt Sitemap Stellenbörse Einstellungen English Français

Aktuell - Editorials alle Artikel

21. Januar 2009
 ➤ **"Stimme der Kirche im Äther"**
 Der Fachdienst "epd medien" feiert sein 60-jähriges Bestehen. Am 21. Januar 1949 erschien die erste Ausgabe unter dem Titel "epd/Kirche und Rundfunk". Der Dienst richtet sich an Medienverantwortliche.

20. Januar 2009
 ➤ **Keine kleinen Vergehen, sondern Trennendes**
 Sündenmeile und Verkehrssünder haben mit dem christlichen Begriff der Sünde wenig bis gar nichts zu tun: Sünde ist das, was trennt – von Gott! Und deutlich wird dies bei Wasserstraßen an der Ostsee.

16. Januar 2009
 ➤ **"Hail to the Chief"**
 Die offizielle Hymne für den Präsidenten der USA wird auch bei der Amtseinführung von

News alle News

- EKD will sich für gewaltfreie Konfliktlösungen einsetzen
- Wallraff diskutiert über Gottesbilder
- Kirchen planen Pop-Oratorium "Die 10 Gebote" mit über 1.000 Sängern
- Evangelische Kirche rechnet mit Rückgang bei Kirchensteuer
- Barth: Politik nicht mit religiös aufgeladenen Botschaften überfordern

Pressemitteilungen alle Meldungen

- Wolfgang Huber würdigt Axel von Campenhausen
- „Tacheles – die 10 Gebote“ aus Wuppertal-Elberfeld
- Eine ungewöhnliche Bibelübersetzung: Septuaginta Deutsch (LXX.D)
- DNK/LWB und SELK initiieren erstes Arbeitstreffen mit Evangelisch-Lutherischen Kirchen aus Russland, Litauen und Belarus
- Entsetzen über die humanitäre Katastrophe in Gaza

Suche
 Suchbegriff
 erweiterte Suche

Das könnte Sie auch interessieren...

Calvinjahr 2009
 ➤ www.calvin.de: Informationen und Unterhaltungen zum Calvinjahr

EKD-Newsletter
 Immer gut informiert mit dem Newsletter der EKD: kostenlos und schnell.
 ➤ jetzt anmelden

TV-Tipp

Das könnte doch auch eine Arztpraxis sein. Eigentlich ist ganz viel weiß, und es ist auch so vernünftig. Ich weiß – ich habe mich durchgeclickt – es ist alles da. Ich kann mich überhaupt

nicht beschweren, es bleibt auch keine Frage offen, und es sind alle Zielgruppen ... aber irgendwie ...

EKD Evangelische Kirche in Deutschland

Kontakt Sitemap Stellenbörse Einstellungen English Français

Aktuell Glauben EKD & Kirchen Themen Interaktiv Kirche für Einsteiger Service

Startseite > Kirche für Einsteiger > Zwölf gute Gründe, in der Kirche zu sein [zurück](#)

Kirche für Einsteiger

- 10 Angebote
- 12 gute Gründe
- Glaubens-ABC
- Evangelisch werden
- Häufige Fragen
- Kontakt

Zwölf gute Gründe, in der Kirche zu sein

Wir nennen zwölf gute Gründe, in der Kirche zu sein:

1. Im christlichen Glauben bewahrt die Kirche eine Wahrheit, die Menschen sich nicht selber sagen können. Daraus ergeben sich Maßstäbe für ein verantwortungsbewusstes Leben.
2. In der Kirche wird die menschliche Sehnsucht nach Segen gehört und beantwortet.
3. Die Kirche begleitet Menschen von der Geburt bis zum Tod. Das stärkt auf geheimnisvolle Weise.
4. In der Kirche können Menschen an einer Hoffnung auf Gott teilhaben, die über den Tod hinausreicht.
5. Die Kirche ist ein Ort der Ruhe und Besinnung. Unsere Gesellschaft ist gut beraten, wenn sie solche Orte pflegt.
6. In der Kirche treten Menschen mit Gebeten und Gottesdiensten für andere ein. Sie tun das auch stellvertretend für die Gesellschaft.
7. Die kirchlichen Sonn- und Feiertage mit ihren Themen, ihrer Musik und ihrer Atmosphäre prägen das Jahr. Die Kirche setzt sich dafür ein, diese Tage zu erhalten.
8. In Seelsorge und Beratung der Kirche wird der ganze Mensch ernstgenommen und angenommen.
9. In Krankenhäusern und anderen sozialen Einrichtungen der Kirche schaffen viele haupt- und ehrenamtlich Engagierte ein besonderes, menschliches Klima.
10. Wer die Kirche unterstützt, übt Solidarität mit den Schwachen und Benachteiligten.

Suche
 Suchbegriff
 erweiterte Suche

Das könnte Sie auch interessieren...

Surftipps

Evangelisch - Das Ganze leben
 ➤ [evangelisch.info](#)
 Leben. Eine Aneinanderreihung von Tagen, Wochen, Jahren. Mal besser mal schlechter. Das war's? Leben ist mehr als das! Anders. Vielfältiger. Reicher. Manchmal verworren. Wer wüsste das besser als wir?

Glauben
 ➤ [www.ekd.de/glauben](#)
 Wo ist der Glaube verankert? Was gibt dem Menschen Halt? Gebete und Bekenntnisse. Wissenswertes zur Bibel, Informationen rund um das Kirchenjahr oder spirituelle Texte geben Auskunft darüber, was das evangelische Christsein ausmacht.

Ich wusste auch gar nicht, welche Seite ich Ihnen mitbringen sollte zum Vergleich. Aber selbst die

Deutsche Bank ist emotionaler. Hier kullern we-

nigstens ein paar Bälle, die Freude machen. Die

sind zwar auch sinnlos, aber ...



Um jetzt noch einmal auf die *Dear-God*-Seite zurückzukommen, man kann sich über den Style hier streiten, aber auch die Sprache. Aber dass z. B. in den Begriffen-Links auch das Thema Humor vorkommt und die Themen Familie und Glaube. Und das passt alles zusammen, und es kommt einem aber auch nicht komisch vor. Diese Themen haben Sie ja auch. Von Nächstenliebe über Lebensfreude ... warum tauchen die bei Ihnen auf dieser Website nicht auf? Warum ist das so förmlich?

Ich würde deswegen vorschlagen, um diese Emotionen 'raus zu lassen, müssen Sie mit Bildern arbeiten.

Arbeiten Sie mit Bildern.

Ich habe aber auch schon gelernt, das ist schwierig bei Ihnen, sich auf ein Bild gemeinsam einzulassen, weil es so viele Interpretationsmöglichkei-

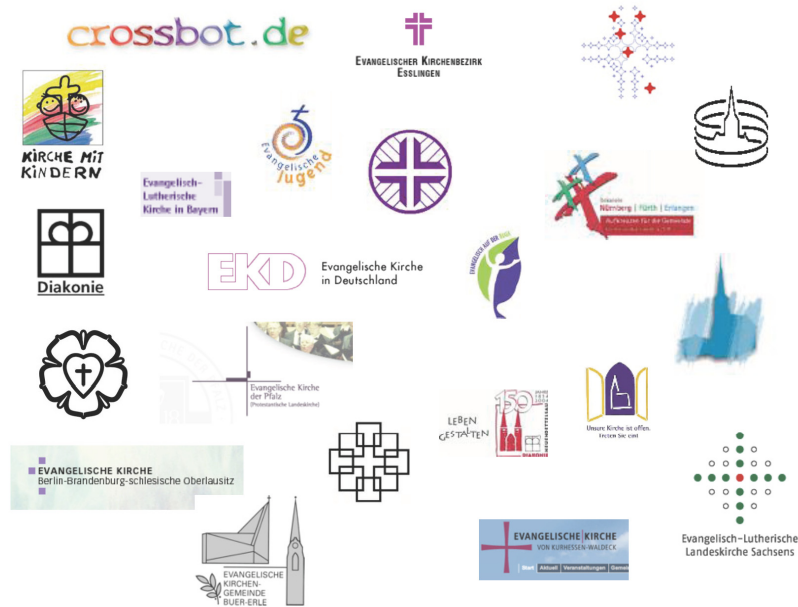
ten hat. Auf die komme *ich* gar nicht, und das ist mein Beruf. Aber ich habe festgestellt – auch wieder heute Morgen – es ist schwierig bei Ihnen, mit Bildern zu arbeiten. Dann arbeiten Sie doch wenigstens mit Musik.

Arbeiten Sie mit Musik.

Weil das, das habe ich heute Morgen gemerkt. Also das hat mich fast beschämt, wie schlecht ich singen kann. Sie singen ja so toll und immer und oft. Ich meine, dann kann man doch diese Internet-Seite anklicken und dann kommt da Musik. Also das mit der Musik scheint mir einfacher zu sein. Das sollten Sie schnell machen.

Hören Sie auf Logos zu machen!

Ja, das ist mein Lieblingschart, ich könnte davon noch fünf weitere anhängen.



39

Logos lösen keine Emotionen aus, das können Sie vergessen. Also, es gibt eines, wo das doch passiert. Das ist das TUI-Logo, ich weiß nicht wer das kennt, das ist ein Smiley, das ist so nett und freundlich. Ja, da passiert etwas. Doch grundsätzlich sind Logos immer etwas abstrakte Gebilde zur Wiedererkennung; da gibt es nichts Emotionales. Da kann man reden wie man will, es bringt nichts. Sie sollten wirklich aufhören, Logos zu machen. Es sind so viele und die muss man dann ja auch bekannt machen. Die kennt kein Mensch. Es versteht keiner, worauf es ankommt und was er wiedererkennen soll. Es ist schlecht.

**Seien Sie unbedingt wiedererkennbar.
Unterschiedlichkeit verwirrt Menschen.
Was ist denn jetzt evangelisch?**

Ich habe nicht alle, aber ich hab ein paar Websites mitgebracht, nur den Kopf dieser Websites der Landeskirchen. Und auch hier würde ich sagen, wie soll man sich denn da zurechtfinden? Wo ist denn das jetzt, das sieht oder so ...das gibt's doch gar nicht. ►

Nordelbische Evangelisch-Lutherische Kirche
Kirche zwischen den Meeren

Adressen Presse Kontakt Impressum Sitemap Suche

Glaube Kirchen+Gemeinden Arbeitsfelder Veranstaltungen Nachrichten Nordelbische Kirche Dialog

Spenden+Steuern

Home

Sie finden Rat & Nachrichten aus Nordelbien und der Welt Den Dialog der

EVANGELISCHE KIRCHE
Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz

Startseite Gemeindefsuche Sitemap Impressum Kontakt

Donnerstag, 22. Januar 2009

Aktuelles Archiv Gottesdienste Veranstaltungen Kunst und Kultur

NACHRICHTEN
307.000 Unterschriften für Volksbegehren "Pro Reli"
Landeswahlleiter bestätigt bereits 181.584 gültige Unterschriften
mehr
Deutsch-tschechische Bildungsinitiative

Ahnenforschung
Ancestor Research

INFO-TELEFON

Evangelisch-Lutherische Landeskirche Mecklenburgs Pommersche Evangelische Kirche

Start Aktuell Mecklenburg Pommern Beide Kirchen Glauben Marktplatz Seelsorge Jugend Donnerstag, 22.01.2009

Sie sind hier > Startseite

Info&Service
Adressen
English Pages

Totentanz-Restaurierung als Magnet für Touristen
Wolgast (oz). Spätestens im Sommer soll mit der Restaurierung des Totentanzvikluis in der

Wertchef Dallmann: 40. Votivschiff ist eine Jagt
Greifswald (oz). Der Atem geht ruhig. Vorsicht bringt Pastor Dallmann eine weitere Plank am zierlichen Schiffsanruf an.

3

Homepage Landeskirche Information Netzwerk

Schriftgröße: A A A

Evangelisch-lutherische LANDESKIRCHE HANNOVERS

Suche Suchen

Homepage / Gästebuch Foren

Landeskirche Information Netzwerk

Portrait Pressestelle Homepage-Wegweiser

Alle Banner anzeigen

Kontakt Sitemap Einstellungen Erweiterte Suche Impressum

Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg

Aktuell Evangelisch Themen Kirche & Gemeinden Kircheneintritt

Startseite

Suchbegriff eingeben Suchen

Hochzeitsmesse: Kirchen informieren über kirchliche Trauung
Auch in diesem Jahr präsentierten sich wieder die beiden großen christlichen Kirchen mit einem gemeinsamen Stand auf der Hochzeitsmesse in der Weser-Ems-Halle in Oldenburg. Unter dem Motto: „Ich liebe, achte, ehre dich“ gab es auch in diesem Jahr wieder das Angebot, sich rund um die kirchliche Trauung zu informieren. Viele Besucher nutzten die

Kalenderblatt
Do, 22. Jan. 2009
Siehe, wie Ton in der Hand des Töpfers, so seid ihr in meiner Hand. Jeremia 18,6
Ganzes Kalenderblatt

44



Pflegen Sie nicht länger Ihre Unterschiedlichkeit, überlegen Sie stattdessen, was Sie vereint.

Also ich glaube, das Logo, links oben scheint ein gemeinsamer Nenner zu sein, aber mehr konnte ich auch nicht entdecken. Sagen Sie doch 'mal, was Sie vereint. Da gibt es ja etwas, aber was ist das, wo sehe ich das?

Entwickeln Sie sich weiter. Jeder Mensch und jede Marke entwickelt sich stetig weiter.

Das Thema hatten wir ja gerade eben schon. Ich würde sagen, Sie müssen sich weiterentwickeln. Jeder Mensch entwickelt sich ja weiter. Es ist ja absurd zu sagen, das muss so bleiben, wie es ist. Und Marken sowieso, manche ganz radikal und manche so behutsam, dass sie es gar nicht merken. So eine Nivea-Dose verändert sich so, dass

Sie das nicht wissen. Wenn Sie aber die Dose, die vor 4 Launches entstanden ist, wieder 'rausholen, dann sehen Sie: »Oh, ist ja ein anderer Look«.

Also solche Bilder – ich weiß, es ist jetzt gemein. Aber das geht dann auch nicht mehr heute. Sie wissen was ich meine, und dann habe ich noch eine gute Nachricht, auf die Sie gut aufspringen könnten, meiner Meinung nach.



48



49

Die Welt der Marken verändert sich gerade. Bisher waren Marken = Produktwelten; heute sind Marken = Plattformen.

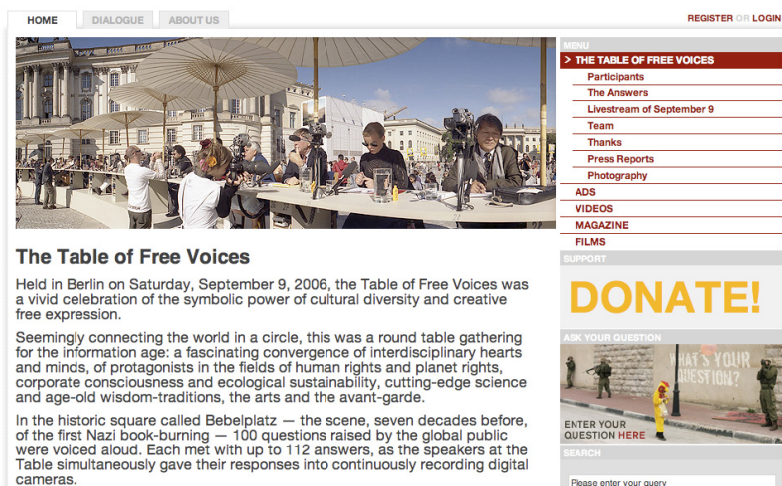
Ich rede da von einem Trend. Bisher waren Marken immer Produktwelten. Doch Marken werden immer mehr zu Plattformen. Damit meine ich, dass Marken sozusagen Bewegungen dokumentieren oder zum Banner einer Bewegung werden. Denn es geht immer um Aktualität. Und es wird in Zukunft nicht mehr so sehr um diese designten Produkte gehen, um Verpackungen oder darum, wie ein Auto auf der Messe aussieht. Sondern es geht ums Mitmachen und Handeln und Dabei-sein. Und dieses Dabeisein wird immer stärker. Und das sehen Sie auch wieder bei dieser Dear-

God-Seite. Menschen wollen involviert werden, sie wollen mitmachen, damit sie das Gefühl haben: Das ist auch was für mich und ich kann dran glauben.

Verstehen Sie sich auch als Plattform. Beziehen Sie mehr Menschen mit ein, laden Sie sie ein mitzumachen.

Also, was Sie lernen könnten, wäre: Beziehen Sie die Menschen mehr mit ein, und warten Sie nicht erst, bis sie in der Kirche sind, sondern tun Sie dies schon vorher. Lassen Sie sie mitmachen. Ich habe ein Beispiel mitgebracht, was ich ganz klasse finde.

 **dropping knowledge** encourages you to question everything, yourself most of all, to recognize how much you don't know and how much you do...



The Table of Free Voices

Held in Berlin on Saturday, September 9, 2006, the Table of Free Voices was a vivid celebration of the symbolic power of cultural diversity and creative free expression.

Seemingly connecting the world in a circle, this was a round table gathering for the information age: a fascinating convergence of interdisciplinary hearts and minds, of protagonists in the fields of human rights and planet rights, corporate consciousness and ecological sustainability, cutting-edge science and age-old wisdom-traditions, the arts and the avant-garde.

In the historic square called Bebelplatz — the scene, seven decades before, of the first Nazi book-burning — 100 questions raised by the global public were voiced aloud. Each met with up to 112 answers, as the speakers at the Table simultaneously gave their responses into continuously recording digital cameras.

DONATE!

ASK YOUR QUESTION

ENTER YOUR QUESTION HERE

SEARCH

Please enter your query

Drop in knowledge ist eine Initiative, die sich mit Menschenrechten, Umwelthemen, ja im Grunde dem Menschen an sich beschäftigt. Die haben eine ganz, ganz tolle Aktion gemacht, wie ich finde, nämlich *Table of three voices*. Das war eine Aktion, die in Berlin stattfand. Ich glaube, es

waren 100 Menschen aus der ganzen Welt und aus verschiedenen Bereichen, also Künstler, Politiker, einfach nur Hausfrauen und was-weiß-ich beteiligt. Sie haben 100 Fragen beantwortet. Diese wurden aber vorher auf dieser Website gestellt und simultan in Kameras eingesprochen.



Diese Fragen, die die Menschen so haben, könnten Sie ja auch 'mal beantworten. Das war ein gigantisches Projekt, hatte sehr viel Aufmerksamkeit, und es sind wichtige Fragen beantwortet oder zumindest angesprochen worden. Dies sollten Sie dann aber so inszenieren, dass man auch hinguckt und denkt: Was ist das denn, das ist ja Wahnsinn!

Gehen Sie auf Menschen zu und mischen sich in ihren Alltag ein. Seien Sie mutig.

So etwas würde ich mir von Ihnen wünschen. Und dann denke, es ist sinnvoll, sich in den Alltag der Menschen einzumischen. Es geht ja immer um die

Menschen. Man kann vielleicht nicht länger erwarten, dass sie kommen müssen; vielleicht muss man ja einfach zu den Menschen gehen. Und dazu braucht es auch Mut, das weiß ich.

Ich habe ein weiteres Beispiel mitgebracht für eine Bewegung. Ich weiß nicht, ob Sie so jemanden schon 'mal begegnet sind. Aber das machen die Menschen einfach: Sie stellen sich mit dem Schild dahin und sagen: So, küss mich! Und das findet dann auch wirklich statt und dann ist danach auch wieder alles gut und alle sind glücklich.

Machen Sie es doch 'mal so, das jemanden das Herz aufgeht. ►



Oder kennen Sie diese Flashmobs? So etwas würde sich doch auch anbieten.



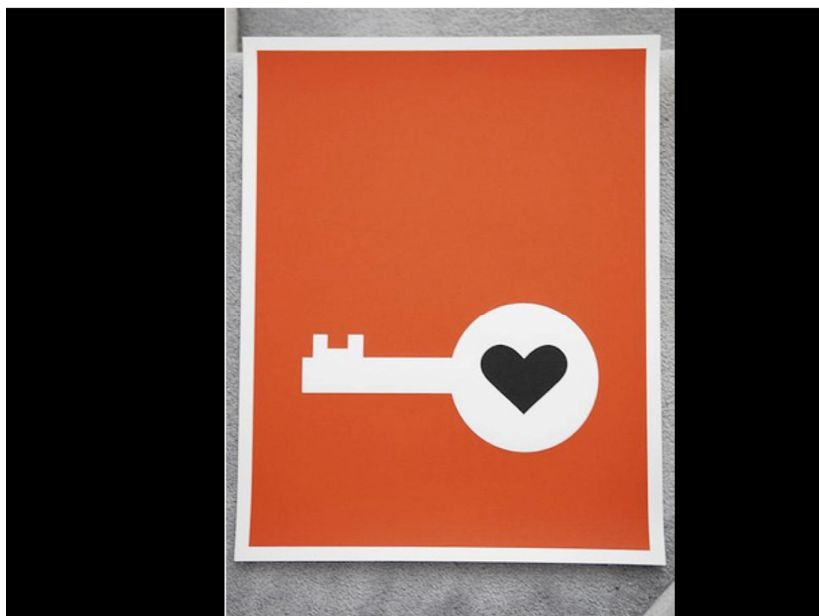
Vielleicht müssen es nicht Nackte in U-Bahnen sein, aber einfach, dass man sich verabredet und dann mit ganz viel Aufmerksamkeit das Gleiche tut. Dies könnte auch etwas Kirchliches sein. Das müssen Sie sich schon überlegen. Aber stellen Sie sich auf den Platz – ich glaube es war in Rom – und dann werfen plötzlich 100.000 Leute Kissen hoch. Was für ein gigantisches Bild. Ich weiß, es stand jetzt noch irgendwas dahinter, das weiß ich jetzt nicht mehr so genau. Aber das kann man sich ja überlegen.

**Und machen Sie es nicht immer allen recht.
(Das geht sowieso nicht.)**

Das ist schon mein letzter Rat zu dem, was man den Marken abschauen kann. Machen Sie es nicht immer allen recht. Das wird nichts und das geht auch gar nicht. Vielleicht nimmt man sich die Zielgruppen oder die Menschen nacheinander vor, oder man teilt sie in Altersklassen, ich weiß es nicht. Aber allen alles ... das wird nichts.

Die Zeit ist reif.

Ich denke die Zeit ist reif, schließen Sie doch Herzen auf Machen Sie jetzt und das war's schon.



Reaktionen und Fragen aus den Arbeitsgruppen

Gruppe 1

1. Die Frage nach Institution und Organisation hat bei uns auf die Reflexion geführt, die sich verdichten lässt in der Frage nach Mittel und Zweck. Offensichtlich ist bei der Frage ‚Kirche als Organisation‘ die Frage der Mittel umstritten, und zwar so, dass in der Regel die Mittel unter Verdacht stehen, sich zu emanzipieren, zu verselbstständigen, technisiert zu werden. Und dieser Verdacht gegenüber den Mitteln geht schnell einher mit einer falschen Verwesentlichung der Frage. Dass bei jeder Frage des Mittels, der Organisation, zu schnell gefragt werden kann, es müsse doch letztlich ums Ganze gehen. Und das scheint falsche Verwesentlichung zu sein, weil man dann die Profanität, die Nüchternheit, im Umgang mit den Mitteln zu verlieren droht. Profanierung!

Andererseits ist klar, dass Institution wie Organisation, beides, nur Mittel sind und nicht mehr, und – bitteschön – nicht übertrieben werden dürfen.

2. Zweiter Punkt, der an die Frage der Sichtbarkeit, Darstellbarkeit, des öffentlichen Auftretts geht. Er ließe sich verdichten im Verhältnis von Sagen und Zeigen. Es soll nicht nur gesagt werde – das soll es auch, klar und deutlich – es soll nicht nur gesagt werden, worum es geht, sondern auch gezeigt. Und dort gibt es das verständliche Bedürfnis: Auch bei den Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter soll sich's zeigen – bis in die Früchte hinein, wie wir heute Morgen in der Andacht gehört haben. Nun droht an der Stelle offensichtlich Morali-

sierung. Dass auch noch gezeigt werden soll, was ich auf der Kanzel gesagt habe, und dass der Pfarrer dann ein heiliges Leben führen müsste, das scheint ja im Abweg zu sein. Sondern es geht darum, Formen, Kulturen, Sensibilität für das Zeigen zu entwickeln. Da wären dann die Bilder näher zu bedenken, zum Beispiel als Ergänzung des Sagens.

3. Und ein weiterer Punkt: Die Frage des Zeigens verdichtet sich in der Frage – nicht wie fühlt es sich an, 'ne Fledermaus – sondern ein Protestant zu sein. Gefühle zeigen oder Theologie mit Gefühlen. Das Gefühlsthema ist erstens dann für die Theologie ein zu klärendes und anzugreifendes Thema. Und zum andern ist die Frage, was für Gefühle könnten das sein: Dankbarkeit, Gelassenheit, Freiheit, Mut, Freude. Das wären alles schon Gefühle, die man benennen könnte, Befindlichkeiten, die dann aber – bitteschön – nicht in falscher Weise vereindeutlicht werden dürfen. Kurz gesagt: Protestantische Gefühlskultur hat auch etwas damit zu tun, gemischte Gefühle ertragen zu können und mit denen zivilisiert umzugehen.
4. Ein letzter Impuls noch: Was latent blieb, ist natürlich die pikante Frage der Macht. Es geht um Er- und Entmächtigungsprozesse, und dort schiene mir noch einmal angebracht zu sein, etwas näher über Macht und deren Genese, Aufbau, Umbau nachzudenken. Würde man das Verhältnis von Macht und Geist konkretisieren, dann wäre es die Frage, inwiefern Geist in Form auftritt, ermächtigt oder entmächtigt. Aber die Machtfrage müsste noch einmal auf den Tisch.

Gruppe 2

1. Wir haben es in unserer Gruppe versucht, an einem Beispiel klar zu machen, und sind ausgegangen von dem Beispiel einer Beerdigung Ausgetretener mit der Erhebung von Gebühren dafür. Wir haben überlegt, wie sind bei dieser Fragestellung eigentlich Institution und Organisation zu bedenken? Also die Frage organisatorisch gestellt: Wir brauchen als Kirche Geld. Es gibt Leute, die an uns als Kirche herantreten mit so einer Erwartung. Ist das eine Entwicklung hin zur organisatorischen Seite? Wie verstehen wir dann eigentlich die-

ses Spannungsfeld. Dann haben wir im ersten Schritt gemerkt, es kommt noch eine Menge Begriffe hinzu, die zu klären sind, also die Fragen von Institution, Organisation, Marke, Initiative, Dienstleistung ... Wie sind diese Begriffe eigentlich zueinander zu klären und aufeinander zu beziehen?

2. Wir kommen aus dieser Spannung von Institution und Organisation nicht heraus. Beide sind theologisch zu verantworten, also: Wir können nicht nach dem Motto verfahren, In-

stitution ist etwas theologisch zu Begründendes und Vorgegebenes und Organisation ist ein weltliches Geschäft, sondern beides ist theologisch zu begründen. Wie ist denn diese Spannung produktiv zu nutzen? Aber zu bedenken ist auch: Welcher Verlust ist vielleicht auch damit verbunden. Also die Frage am Beispiel der Diakonie bedacht; sozusagen die Entwicklung immer stärker zu einer Organisation hin. Oder wir hatten den Begriff ‚Unternehmen‘: Ist das auch eine Geschichte des Verlustes oder eine Geschichte der Blockaden?

3. Die Frage anhand des Beispiels: Geld und Geist. Ich würde es so sagen: Auch wenn eine Dienstleistung (oder was das ist) bezahlt wird, eine Beerdigung z.B. oder eine Dienst-

leistung in der Diakonie, was ist eigentlich der ‚Mehrwert‘, der kirchliche, diakonische Mehrwert, wo sozusagen deutlich wird, das kommt und geschieht aus dem Geist Gottes? Was ist das unverfügbare Mehr, das wir darin bieten, das Mehr als das, was bezahlbar ist?

4. Eine Frage, die uns begleitet hat, ist die Frage, ob wir solche Wege gehen auch in Richtung Dienstleistung bzw. in organisatorische Zusammenhänge? Ist da eine Blockade möglicherweise auch in unserer Angst begründet, dass wir Menschen auf diesem Weg verlieren, und deswegen uns selbst ein Stück blockieren, an dieser Stelle weiterzugehen?

Gruppe 3

Das Gespräch in der Gruppe war getragen von Konsens am Anfang, vom Schwimmen in der Mitte und von einer gemeinsamen Perspektive am Ende.

1. Konsens am Anfang: Die Referate des Morgens waren extrem inspirierend und haben auf Fragen gestoßen, z.B. die, wie der Konflikt zwischen Individuum und Institution im Protestantismus als typisch zu erkennen ist. Einsicht: Die Gegenüberstellung von Institution und Organisation ist nicht hilfreich. Es sind verschiedene Perspektiven, deren Verknüpfung und Beziehungnahme aufeinander uns aber nicht völlig überzeugt hat. Dies wurde aus soziologischer wie aus theologischer Perspektive dann auch noch einmal beleuchtet: Es gibt Institutionen, die keine Organisation haben, wie Grundgesetz und Ehe, es gibt Organisationen, die Institutionen sind, wie die Schule, und es gibt Organisationen, die keineswegs Institutionen sind, wie die Mafia. Aus theologischer Perspektive wurde gesagt, es sei deshalb wenig fruchtbar, die alte Debatte von sichtbarer und unsichtbarer Kirche hier mit neuen Vokabeln weiterzuführen. Wir sind er bei der Dombois-Huberschen Linie gewesen, es gehe um die Stiftung, die in Gestalten der Annahme und dann eben auch organisatorisch aufzunehmen sei.
2. Schwimmen in der Mitte: Wir haben dann plötzlich dann ganz furchtbar viele Begriffe aufgerufen, (und ich hatte ein bisschen Angst, dass wir uns verlieren), und wir sind

dann auf Fragen gekommen wie z.B. von Anstalt und Verein, wie von Kirche, Sekte und Mystik, also die Weberschen und Troeltschen Kategorien. Ich verlasse dieses Schwimmen ...

3. Die gemeinsame Perspektive am Ende: Wir haben nüchtern festgestellt: Es geht kein Weg daran vorbei: Wir sind als Kirche einfach Institution. Was machen wir jetzt daraus? Wie können wir fruchtbar diese Institution in die Zukunft weiter entwickeln? Dabei stellen sich ganz unterschiedliche Fragen und leider sind wir nur bei den Fragen geblieben, bevor wir mit den Antworten überhaupt anfangen konnten. Zur Institution gehört, so wurden wir von Michael Ebertz auch noch einmal in Anlehnung an Durckheim aufgeklärt, ein gewisses Maß an Zwang. Wie viel Zwang sind wir bereit etwa im Blick auf Mitgliedschaft auszuüben und uns als religiöse Institution in der Gesellschaft zu platzieren? Welchen Grad an Institutionalität wollen wir für uns selbst dulden? Inwieweit wollen wir Verein sein, inwieweit wollen wir Anstalt sein? Und noch einmal ähnlich die andere Ebene: Welches institutionelle Verständnis wollen wir in die Zukunft weiterentwickeln, vielleicht nach dem Ende von ‚Christendem‘, eher Kirche oder eher Sekte? Unter dem Ganzen lag das manchmal ungeduldige Fragen in der Gruppe: »So what, was hilft uns das alles für die Weiterentwicklung dieser Institution, die wir nun einmal sind?«

Kirche im Spannungsfeld von Versammlung der Gläubigen und offener Gesellschaft

Überlegungen aus Sicht der theologischen Wissenschaft

Von Prof. Dr. Hans M. Gutmann

Das uns für diese Gesprächseinheit gestellte Thema ist erheblich vielschichtiger und vertrackter, als es die drei genannten Stichworte vermuten lassen – die selber schon reichlich komplex sind. Zu fragen ist beispielsweise nicht nur, inwiefern »Kirche« als »Versammlung der Glaubenden« und zugleich – oder alternativ(?) – als »offene Gesellschaft« gelten kann, sondern beispielsweise auch, ob und inwiefern die gegenwärtige deutsche Gesellschaft, in der die Kirche lebt, wirklich »offen« ist – oder gerade in ihrer Offenheit bedroht ist; aber auch, inwieweit die »Gesellschaft« selber in gewissem Sinne als »Versammlung der Glaubenden« verstanden werden muss und wie sich dann die evangelische Kirche als von ihrer Grund-Legung her notwendig *offene* Gesellschaft darin und demgegenüber positionieren kann. Zu allen Perspektiven ist bereits mehr und differenzierter nachgedacht worden, als ich dies in einem 20-Minuten-Input einholen könnte. Ich nenne zu Beginn einige Voraussetzungen und Anknüpfungen.

1. Zum Stichwort »Kirche«: Mit anderen, die im evangelischen Raum und mit praktisch-theologischem Interesse über »Kirchentheorien« nachdenken (beispielsweise meinem Kie-ler Kollegen Reiner Preul¹) denke ich, dass Prozesse von Selbststeuerung und Gestaltung in der Kirche auf allen lebensweltlichen und organisatorisch-systemischen Ebenen die kritische Rückfrage nach dem »Grund« oder »Wesen« der Kirche immer wieder notwendig brauchen – als Korrektiv und als Gestalt-Vorgabe. Das Bekenntnis zur »unam, sanctam, catholicam et apostolicam« ecclesiam des Nicaeno-Constantinopolitanum von 381 gehört zu diesen nötigen Rückvergewisserungen, ebenso das Bekenntnis zur Kirche als »congregatio sanctorum«, in der das Evangelium nach reinem Verstand gepredigt und die Sakramente dem göttlichen Wort gemäß gereicht werden, nach Confessio Augustana VII von 1530. Eine weitere notwendige Erinnerung zielt auf eine Näherbestimmung dieser Bekenntnisse durch die evangelische Kirche in brisanter Zeit, gut ein Jahr nach der sogenannten Machtergreifung der Nazis. In der dritten These der Theologischen Erklärung von Barmen vom Mai 1934 heißt es u. a.: »Die christliche

Kirche ist die Gemeinde von Brüdern (dass hier die Schwestern nicht mit genannt sind, zeigt eine problematische Begrenzung des Blickes in Gender-Perspektive), in der Jesus Christus in Wort und Sakrament durch den Heiligen Geist als der Herr gegenwärtig handelt Wir verwerfen die falsche Lehre, als dürfe die Kirche die Gestalt ihrer Botschaft und ihrer Ordnung ihrem Belieben oder dem Wechsel der jeweils herrschenden weltanschaulichen und politischen Überzeugung überlassen.«

Solche nötigen Rückbesinnungen geben für heute keine rigiden Regeln, sie eröffnen Raum für alle möglichen lebensweltlichen und organisatorischen Gestaltfindungen in der Kirche, bezeichnen hierfür aber auch identitätswahrende Grenzen – gerade weil sie jeweils in ihrer Zeit in Kontakt und Konflikt mit konkurrierenden, bisweilen totalitären ökonomischen, politischen und kirchlichen Machtansprüchen gefunden wurden und darin überhistorisch bleibende Gründe und Grenzen christlichen Glaubens benannt haben.

Nach den altkirchlichen Bekenntnissen, die in der Reformation bekräftigt wurden, entscheidet sich das Kirche-Sein von Kirche

- an der Vor-gegebenheit und Unaustauschbarkeit ihres einen Ursprungs in Leben, Tod und Auferstehung Jesu Christi, der in ihrem Leben unter verschiedenen historischen und gesellschaftlichen Bedingungen Gestalt gewinnt (»unam«);
- an ihrer Distanzfähigkeit gegenüber Faszinationen und Machtansprüchen der sie umgebenden gesellschaftlichen Wirklichkeiten, in die sie zugleich immer eingebunden ist – vor allem gegenüber den Faszinationen von Macht, Geld, sozialem Prestige und Gewalt (»sanctam«);
- an ihrer lebendigen Beziehung auf die weltweite ökumenische Christenheit (»catholicam«)

– und auf die für ihren Glauben, ihre Liebe und Hoffnung unaustauschbare verbindliche Erzähltradition der ganzen Bibel – und damit auch auf hier mitgeteilten Metaphern für die Sozialgestalt der ecclesia, denen sie performative Kraft für je neue Gestaltfindungen im Lob Gottes, im Einsatz für Gerechtigkeit, in ihrem Feiern wie in ihrer Organisation zutrauen soll (»apostolicam«) – beispielsweise »Leib Christi«, »Volk Gottes« oder »Gemeinschaft der Heiligen«.

Die Confessio Augustana VII lässt auf der einen Seite Freiraum z.B. für organisatorische und zeremonielle Formen und Experimente im kirchlichen Leben, gibt aber auch Raum durch Grenzen und Gestalt-Vorgaben. Die Kirche kann sich nicht in individueller Selbstthematisierung religiöser Einzelsubjekte erschöpfen (»congregatio sanctorum«). Die rechte Lehre des Evangeliums und von der Rechtfertigung der Gottlosen und die Gabe der Sakramente, in denen sie leiblich kommuniziert wird, wird in gegebenen historischen und gesellschaftlichen Lagen danach fragen, welches das eigentlich mächtige »Gesetz« ist, das Menschen existenziell bindet, um dem Freispruch des Evangeliums Gestalt zu geben – und sie wird heute vor allem Befreiung von dem Gesetz zusage, das Menschen allein nach ihrem Wert in Produktion und Konsumtion misst und immer mehr Menschen ihren Wert abspricht. Mit der theologischen Erklärung von Barmen sind lebensweltliche Interaktion und organisatorische Steuerung innerhalb der Kirche immer wieder auf ihre evangelische Gestalt zu befragen; planwirtschaftliche und marktradikale Lebensgefühle, Haltungen und Organisationsspiele sind schwer damit zu verbinden und verlieren auch außerhalb der Kirche seit einiger Zeit an Strahlkraft.

2. Zum Stichwort »Gesellschaft«: Ich halte mit vielen Gesprächspartner/innen weit verbreitete Sprachspiele zum Verständnis von »Gesellschaft« nur begrenzt für tragfähig. Die Rede von der »Individualisierung« der Gesellschaft² – als Freiheit und Zwang zur Wahl von Lebensperspektiven und Glaubensmöglichkeiten, als Zugewinn an gesellschaftlicher Mobilität – ist in dem Maße sinnvoll, wie die Beschleunigung der Polarisierung von Armut und Reichtum (längst vor Beginn der aktuellen Wirtschaftskrise) weltweit und auch bei uns im Blick ist und der tendenzielle Ausschluss beispielsweise von Hartz-IV-Empfänger/innen, von »working poor«, von Menschen mit Migrationshintergrund von Chancen der Individualisierung, von Wahl- und Mobilitätsmöglichkeiten

ten bereits im theoretischen Ansatz ernst genommen wird. Mit Blick auf die »Säkularisierungs«-These teile ich die von Peter L. Berger schon vor einer Generation vertretene Sicht, dass diese im Raum des weltweiten Christentums, wenn überhaupt, eine auf Westeuropa begrenzte Entwicklung beschreibt, dagegen weder in Afrika und Asien noch in Amerika zutrifft.³ Philip Jenkins⁴ (Pennsylvania State University) und die britische Religionssoziologin Grace Davie⁵ haben jüngst in viel beachteten Beiträgen gezeigt, dass Europa in Hinblick auf Säkularisierung keinesfalls ein »exceptional case« ist.⁶ Praktisch-theologische Untersuchungen zu »Religion und populärer Kultur«⁷ zeigen außerdem die Lebendigkeit von religiösen, im engeren Sinne christlichen Symbol- und Ritualwelten in der populären Kultur zwischen Kino- Fußball und Internet.

Tragfähig von den »Großtheorien« zu »Gesellschaft« scheint dagegen die Pluralisierungsthese.⁸ Wie kann »Inkulturation« von Kirche und Christentum in unserer Gesellschaft gelingen, in der verschiedene Kulturen und Religionen, aber auch zahlreiche konfessionslose Menschen zu Hause sind? Wie kann die evangelische Kirche in den Lebenswelten der Menschen ankommen? Mit Blick auf das Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher religiöser Verbundenheit in unserem Lande geht es für die evangelische Kirche darum, Deutlichkeit im Leben und im Zeigen des Eigenen mit Wahrnehmungsoffenheit und Respekt für die Fremden zu verbinden. Nicht nur verschiedene Religionen im Lande, auch das globale Christentum ist notwendige Dimension in der Wahrnehmung von »Pluralisierung«. Mittlerweile lebt die überwältigende Mehrheit von Christen in der nichtwestlichen Welt – mit explodierenden Mitgliedschaftssteigerungen: in Afrika beispielsweise von ca. 116 Millionen 1970, also zum Abschluss der Kolonialzeit, auf 423 Millionen Christen 2008 (jährliche Zuwachsrate von 2,4%); dagegen in Europa einschließlich Russland von 467 Millionen 1970 auf 556 Millionen heute (jährliche Zuwachsrate 0,13%).⁹ Zugleich verschiebt sich das Gewicht von den traditionellen Großkirchen auf pentekostale, charismatische und evangelikale Glaubensformen.¹⁰ Von lebensweltlichen Voraussetzungen und Wirklichkeitskonstruktionen beispielsweise von Christen in Westafrika¹¹, aber auch in anderer Weise in fundamentalistischen christlichen Gruppen in Nordamerika¹² lassen sich Wunder und Heilungen, Exorzismen und Opfervorstellungen, wie sie in

neutestamentlichen Texten vorausgesetzt werden, viel ungebrochener rezipieren als in den europäischen Großkirchen, die durch den Kontakt mit »Aufklärung« gegangen sind. Solche Gemeinden sind mittlerweile auch in europäischen Metropolen wie Hamburg beheimatet in dem Maße, wie beispielsweise afrikanische Flüchtlinge hier ein neues dauerhaftes Zuhause suchen. Die für die Kirchen in Westeuropa und auch in Deutschland zentrale Frage heißt in diesem Zusammenhang: wie können Kontakt, offene Wahrnehmung und Lernbereitschaft gegenüber solchen Entwicklungen im weltweiten Christentum ohne Preisgabe des Eigenen gelebt werden? Wie kann die evangelische Kirche in Deutschland von ihren ökumenischen Geschwistern vor allem Lebendigkeit und Deutlichkeit christlichen Lebens lernen, ohne die Potenziale von Reflexivität, Subjektorientierung, gesellschaftlicher Verantwortung, historischer Kritik an Autoritätsansprüchen wie einem wortwörtlichen Bibelverständnis und Selbstabschottungen gegenüber der Moderne (gerade in ihrem Freiheitsgewinn in Inszenierungen von Leiblichkeit und Offenheit gegenüber nicht-rigiden Lebensformen) preiszugeben?

3. Wäre die Orientierung an Wachstum und ökonomischer Prosperität die eigentliche Perspektive für die evangelische Kirche – in anderen Worten: wäre die kirchliche Organisation ihrer Bindung an Bibel und Bekenntnis ledig –, dann wären evangelikale und pentekostale Glaubens- und Lebensformen von Kirche als die heute erfolgreichen Modelle auch in den lutherischen Großkirchen zu kopieren. Das verbietet sich für die evangelische Kirche in Deutschland nicht erst aus ihrem Durchgang durch die soziale und geistige Bewegung der Aufklärung, sondern bereits aus der reformatorisch grundlegenden Unterscheidung von »Gesetz« und »Evangelium«.¹³ Eine wortwörtliche Geltung biblischer Texte – beispielsweise in Regeln zum Körperverhältnis und Beziehungsformen wie z.B. im Feld Homosexualität – würde die Bibel auf ihren Charakter als »Gesetz« verkürzen. Historische Kritik gegenüber historisch-situativen und insbesondere machtförmigen Geltungsansprüchen gehört ebenso grundlegend zum evangelischen Glauben wie ihre Zentrale Aufgabe, die Verheißung Gottes mitzuteilen und ihr wie immer vorläufig zu entsprechen: der Zärtlichkeit Gottes gegenüber seinen Menschen und gegenüber allem Lebendigen.

4. Ich sehe gegenwärtig in verschiedenen Lebenszusammenhängen und vor allem in Organisationen (Betriebe, Universitäten, und auch Kirchenorganisationen) die Gefahr und oft die Realität, dass Mittel und Ziele vertauscht werden und, um es salopp zu sagen, der Schwanz mit dem Hunde wedelt. Die eigentlich hilfreiche *Medialisierung* von Kommunikation über Internet und e-mail gerät, um ein alltägliches Beispiel zu nennen, zu einem endlosen Defokussierungsmechanismus, der Energie- und Zeitbudgets massenhaft lahmlegt. Die sinnvolle Einsicht, dass gute und kreative Arbeit z.B. in pädagogischen oder diakonischen Zusammenhängen Verwaltung braucht, führt zur Aufblähung und Macht-Dominanz von Geschäftsführungen und Organisationsfindungsprozessen. Die richtige Einsicht, dass auch in der Kirche gute Arbeit und lebendiges Leben *finanziert* werden müssen, dass Kompetenzen und Ressourcen gut eingesetzt werden müssen, führt in zahllosen Kirchenvorständen, Synoden und Kirchenleitungsorganen dazu, dass der eigentliche energetische Schwerpunkt auf Finanzplanungen, und im Ausprobieren immer neuer betriebswirtschaftlicher Modelle liegt (»Leitbildprozesse«, »Steuern mit Zielen« uns ähnliches). Die unbestreitbare und durch die letzten großen Mitgliedschaftsbefragungen gut begründete Einsicht, dass kirchliche Angebote *auf Milieu-Einbindungen der Menschen achten* müssen, führt dazu, dass die milieubildende Kraft der evangelischen Verheißung strukturell unterschätzt wird. In all diesen Feldern muss es zu einer tendenziellen Umkehrung der Gewichte kommen, um die richtigen Ideen dadurch zu ihrem Recht kommen zu lassen, dass sie von Zielen wieder zu Mitteln werden. In diesem Zusammenhang plädiere ich für die Einsicht, dass nicht die Alternative »Organisation« versus »Institution« das gegenwärtig in der evangelischen Kirche drängende Problem beschreibt, sondern das Gegenüber – oder besser: die angemessene Gestalt-Findung – im Verhältnis von »Organisation« und »Kommunikation«.

Exemplarisch soll dies in zwei Feldern benannt werden. Einmal: Die in den biblischen Erzählungen mitgeteilte Beziehung zwischen Gott und den Menschen und ihr entsprechenden zwischenmenschlichen Beziehungen beinhalten selber eine Ökonomie, die eine Distanz- und Kritikfähigkeit der evangelischen Kirche gegenüber marktradikalen Gesellschaftsmodellen begründet, außerhalb wie innerhalb ihrer Lebenszusammenhänge. Die

prophetische und auch die Kritik Jesu an ungebremster Reichtumsanhäufung mit gleichzeitigen sozialen Verwerfungen, insbesondere an Leben zerstörendem Zinswucher gehört dazu, aber auch Martin Luthers Aufnahme der Gabentauschökonomie an zentraler Stelle: Weil im »fröhlichen Wechsel« des Glaubens die Gerechtigkeit Gottes gegen die Sünde des Menschen getauscht werden, und weil dieser Tausch »alles für nichts« von Gott als recht anerkannt und für den evangelischen Glauben grundlegend sind,¹⁴ wird damit für evangelisches Christsein auch eine ökonomische und soziale Perspektive begründet, in der Akkumulation nicht Gesetz ist und bleibende Beziehung zwischen den Tauschpartnern sich mit individueller Freiheit verbindet. Angesichts der Wirtschaftskrise erlauben sich mittlerweile auch Kirchenleitungen, solche Perspektiven öffentlich ins Spiel zu bringen – und bringen bisher eher marginalisierte theologische Erinnerungen und Menschen, die sie vertreten, in die Position des Chaostheoretikers im Spielberg-Film »Jurassic Park«, der im Angesicht des angreifenden Tyrannosaurus Rex ausruft: »Ich hasse es, recht zu behalten.«

Ein zweites Feld ist die Milieu-Aufmerksamkeit, die in der letzten Mitgliedschaftsbefragung der EKD, aber auch in praktisch-theologischen Diskussionen starke Resonanz findet.¹⁵ In einer Studie des Sozialwissenschaftlichen Instituts (SI) der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) mit dem Titel »Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier...«¹⁶ (Galater 3,28) wollen die Autorinnen Petra-Angela Ahrens und Gerhard Wegner den Sinn der neuen Milieu-Aufmerksamkeit in der Kirche keinesfalls bestreiten, aber auf ihr evangelisches Potenzial hin fokussieren. Man kann Menschen nur dann durch ästhetische Anmutungen, durch milieu-spezifische Inszenierungen zwischen Musikgeschmack und Mediennutzung zur Teilnahme an kirchlichem Leben gewinnen, wenn sie eine offene und tendenziell positive Haltung zum Glauben schon mitbringen. Theologische Aufgabe ist eine neue Gewichtung zwischen »Mission« und »Milieu«. Auf die »Neuschöpfung durch das Evangelium« zu vertrauen schließt ein, die neuerdings eingespielte Gewichtung im Thema Kirche und soziale Milieus wieder umzudrehen: Der Glaube an das Evangelium selbst hat von Anbeginn milieubildende Kraft. Der Glaube schafft sich das Milieu, das ihm angemessen ist und eignet sich in diesem Sinne das 'Material' des Milie-

us an (S.104) – wenn denn den haupt- und nebenamtlichen Mitarbeiter/innen und den engagierten Christenmenschen je vor Ort zugebraut, zugemutet und ermöglicht wird, so zu leben und zu arbeiten.

5. Die Wahrnehmung von Individualität und Subjektivität der Menschen wird mit gutem evangelischen Grund als Charakteristikum des Protestantismus angesehen, allerdings zu einseitig und schmal auf die Lebenswirklichkeit bezogen. Man erkennt Menschen nicht schon dann als Subjekte ihres Glaubens und Lebens an, wenn man ihre Meinungen in empirischen Befragungen erkundet. Gerade hier liegen eher notwendige Grenzen: was »evangelisch« ist, kann ebenso begrenzt aus Meinungsumfragen erhoben werden wie die Geltung der Verfassung des demokratischen Rechtsstaates z.B. aus Befragungen zur Einführung der Todesstrafe. Im kirchlichen Handeln sollte Wertschätzung von Subjektivität sich nicht in der fraglos notwendigen möglichst guten Ausrichtung von Segensgottesdiensten in biografischen Übergängen konzentrieren. Nötig ist auf allen Ebenen der Kirchenleitung vor allem eine Haltung der Wertschätzung, Unterstützung von Selbsttätigkeit, Empowerment von Menschen, die sich in der Gemeinde und an anderen »kirchlichen Orten« engagieren wollen, Unterstützung von Charismen einschließlich der Bereitschaft, Macht abzugeben. Das schließt in den notwendigen Planungs- und Umstrukturierungsprozessen einen tendenziellen Verzicht auf die Vogelperspektive der Planung von Makro-Prozessen ein. Ein Beispiel: Die Einsicht, dass in der Kirche nicht an allen Orten alles gemacht werden kann, kann sich nicht in »Leuchtturm«-Konzentrationsbildungen in der Fläche der kirchlichen Lebenswelten realisieren, die immer mit Konkurrenz, auch mit Missachtung und Demotivierung von Mitarbeitenden außerhalb dieser Zentren verbunden ist, sondern vor allem in einer wertschätzenden Wahrnehmung von Kompetenzen und Ressourcen jeweils vor Ort und auf horizontaler hierarchischer Ebene.
6. Zum Schluss: Die evangelische Kirche hat aus ihrem guten Grund die Aufgabe und die Kompetenz, an der Erhaltung und Entfaltung einer offenen und demokratischen Gesellschaft mitzuarbeiten. Dies ist in Zeiten der ökonomischen, sozialen und politischen Krisen besonders nötig. Sie trägt dazu bei, indem sie als »symbolisches Kapital« Räume der Beheimatung ohne Verwerfung des Fremden, aber

auch des Widerspruchs gegen gesellschaftliche Zerstörungen anbietet, vor allem durch Verarmung, Ent-Wichtigung und Ausschluss aus Lebenschancen und Partizipationen für große und größer werdende Bevölkerungsgruppen. Die zentrale evangelische Kompetenz der Kirche liegt aber in der Unterscheidung von »Gesetz« und »Verheißung« auch im Gesellschaftlichen – und damit in der Entzauberung der totalitären Machtansprüche des Marktes, die allzu lange dazu geführt haben, dass unsere offene Gesellschaft zu einer – im Sinne einer kapitalistischen Religion – »Versammlung der Glaubenden« geraten ist.

Anmerkungen:

¹ Vgl. »Kirchentheorie bezieht den dogmatischen Lehr- oder Wesensbegriff auf einen gegebenen kirchlichen Zustand mit dem Zweck einer kritischen Beurteilung und gegebenenfalls Verbesserung dieses Zustandes« Reiner Preul, *Kirchentheorie*, Berlin/New York 1997, 3

² Die Debatte zur gesellschaftlichen Individualisierung wurde vor zwanzig Jahren angestoßen von Hans-Ulrich Beck, *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt a. M. 1986

³ Vgl. Peter L. Berger, *A Market model for the Analysis of Ecumenicity*. *Social research* 30, 1967, 77-93

⁴ Philip Jenkins, *God's Continent. Christianity, Islam, and Europe's Religious Crisis*, Oxford 2007

⁵ Grace Davie, *Is Europe an Exceptional Case?* *IRM* 378/379, 2006, Vol 95, 247-258

⁶ So fasst Theodor Ahrens in seinem hervorragenden Literaturbericht diese Einsichten zusammen: Theodor Ahrens, *Zur Zukunft des Christentums. Abbrüche und Neuanfänge*. Frankfurt a.M. 2009, 40

⁷ Vgl. die Autor/innen unter akpop.de

⁸ Vgl. in praktisch-theologischer Zuspitzung Martin Kumlehn, *Kirche im Zeitalter der Pluralisierung von Religion. Ein Beitrag zur praktisch-theologischen Kirchentheorie*, Gütersloh 2000

⁹ David B. Barrett et al., *Missometrics 2008: Reality Checks for Christian World Communions*, *IBMR* 32, 2008, 27-30, zit. nach Theodor Ahrens, a.a.O., 16f.

¹⁰ Vgl. in diesem Zusammenhang die Diskussion der Thesen von Philip Jenkins, Alistair E. McGrath und John V. Taylor bei Theodor Ahrens, a.a.O., passim

¹¹ Vgl. Werner Kahl, *Jesus als Lebensretter. Westafrikanische Bibelinterpretation und ihre Relevanz für die neutestamentliche Wissenschaft*. Frankfurt/M 2007

¹² Vgl. dazu: Erhard Kamphausen, *Judentum und Islam im Endzeitdenken des fundamentalistischen Protestantismus und der pentekostalen Bewegung nordamerikanischen Ursprungs ...*, 2006

¹³ Vgl. Gerhard Ebeling, *Die Bedeutung der historisch-kritischen Methode für die protestantische Theologie und Kirche*. In: *ZThK* 47 (1950), 1-46.

¹⁴ WA 7, 55, 1ff.

¹⁵ Vgl. z.B.: Kristian Fechtner, Lutz Friedrichs (Hrsg.), *Normalfall Sonntagsgottesdienst? Gottesdienst und Sonntagskultur im Umbruch*. Stuttgart 2008

¹⁶ Petra-Angela Ahrens, Gerhard Wegner, »Hier ist nicht Jude noch Griechen, hier ist nicht Sklave noch Freier...« *Erkundungen der Affinität sozialer Milieus zu Kirche und Religion in der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers*, Hannover 2008. Das Buch kann im Sozialwissenschaftlichen Institut der EKD bestellt werden. 

»Überlegungen aus empirisch-praktischer Sicht«

Von Prof. Dr. Michael N. Ebertz

Gemeinschaft oder Organisation

Obwohl sich die beliebte Frage, wie Jesus Gemeinde/Kirche gewollt habe, nach Auskunft von Neutestamentlern »nur negativ beantworten«¹ lasse – es sei ihm vielmehr »um Sympathisanten für die Herrschaft Gottes, die gerade so mitten unter den Menschen präsent werden soll (Lk 17,21f)« gegangen –, obwohl die Reformation zu einer »christlichen Emanzipation von der Kirche« führte, womit die Grundlage für die »Ausbildung eines nichtkirchlichen Christentums«² gelegt wurde, und obwohl die reformatorischen Kirchen darauf beharren, »dass Glaube letztlich nicht an

eine Gemeinschaft delegiert werden kann, vielmehr ans unvertretbar eigene Gewissen gebunden ist,«³ womit die »Entstehung eines Privatverhältnisses zu Gott«⁴ befördert wurde, haben die christlichen Kirchen, die sich als Glaubens- und Gesinnungsgemeinschaften verstehen, von unterschiedlichen historischen Ausgangspunkten her Organisationscharakter angenommen. Genauer gesagt, sind sie »Organisation von Organisationen« (Andreas Heller) geworden.

Gerade in der modernen »Organisationsgesellschaft« wurden und werden sie in eine solche Sozialform »hineingedrängt, die sie kollektiven Akteuren mit ausschnittshaften Beziehungen und

Ansprüchen an die Menschen immer ähnlicher macht«. ⁵ Organisationsdruck auf die Kirche wächst dadurch, dass Umweltsysteme vom Religionssystem Antworten erwarten. Sie setzen dabei Entscheidungs- und Repräsentationsfähigkeit, d. h. Organisationsfähigkeit voraus: »Organisationen haben im Verkehr mit anderen Sozialsystemen im allgemeinen kein Verständnis dafür, dass ihre Partner keine Organisationen sind«, so Luhmann. »Man unterstellt, dass es kompetente Stellen gibt, die innerhalb kurzer Zeit in geregelten internen Kommunikationsprozessen sachliche (nicht rein persönlich motivierte) Entscheidungen herbeiführen können [...], und wäre hocherstaunt, beim Eintritt in das Kirchenamt den zuständigen Beamten im Gebet versunken vorzufinden«. ⁶ Doch nicht nur durch die aus der (organisierten) Umwelt an die Kirche herangetragenen Zumutungen (Abhängigkeiten, Störungen, Irritationen) entsteht Organisationsdruck und Organisationsbedarf, sondern auch

- durch die *Ansprüche*, die Kirche an ihre Umwelt hat,
- durch *Auseinandersetzungen*, die sie mit ihr führen,
- durch *Einfluss*, den sie nehmen will, und
- durch die *Leistungen*, die sie ihr erbringen will
- schon, wenn auch nicht ausschließlich aus theologischen Prämissen und religiösen Überzeugungen (etwa der Diakonie und Caritas) heraus. Kirchen können dann zwar für vielerlei nützlich sein und bleiben, sie können auch – als organisierte Diakonie und Caritas – für den Dienst an den Armen und Kranken in der Gesellschaft für unverzichtbar gehalten werden, sie werden sich dann aber »schwer tun, authentisch für einen Glauben und seine Förderung und Weitergabe zu stehen«, ist der doch in seiner Vermittlung auf die Identifikation mit Personen angewiesen, auf dichte dialogische Sozialbeziehungen. ⁷ So werden die Kirchen – wie neuere Untersuchungen zeigen ⁸ – als Akteure im ethischen Diskurs der Öffentlichkeit zwar enorm geschätzt, als interaktiv dichte religiöse Dauervergemeinschaftungen aber weitgehend gemieden. Diese Schwächung des Glaubens und seiner gemeinschaftsbildenden Kraft kann dann einen Zirkel in Gang setzen, d.h. »zu erhöhten organisatorischen Anstrengungen Anlass geben und diese wiederum zu einer latenten Verschärfung der Krise«. ⁹ Dieses **Organisations-Gemeinschafts-Dilemma** findet dann auch darin Ausdruck, dass die verschärfte Anwendung von – früher – bürokratischen und – heute – betriebswirtschaftlichen Managementkategorien auf kirch-

liche Kontexte als Aufkündigung der Weltstanz und Kappung des Transzendenzbezugs interpretiert werden, auf den sich die kirchliche Glaubens- und Gesinnungsgemeinschaft ‚eigentlich‘ berufen und beziehen sollte.

Mitgliedschaftslogik und Einflusslogik

Obwohl kein allgemein anerkanntes organisationstheoretisches Paradigma zur Analyse der Kirche zur Verfügung steht, legt es sich für unser Thema nahe, auch die gemeindliche Wirklichkeit der Kirche, die unter dem Stichwort Glaubensgemeinschaft innerkirchlich in den Blick gerät, über den Typus der sogenannten ‚intermediären Organisation‘ zu erfassen. ¹⁰ Typisch für intermediäre Organisationen ist es, dass sie sowohl Mitglieder haben als auch Mitglieder sind. Auf der einen Seite haben sie es mit einer mehr oder weniger freiwilligen Mitgliedschaft zu tun, auf der anderen Seite sind sie Mitglieder im Netz der sie umgebenden Organisationen. Sie stehen in Interaktion mit ihren Mitgliedern, müssen also einer **Mitgliedschaftslogik** Raum geben, können sich somit den Veränderungen der religiösen Erfahrung, Kommunikation und symbolischen Gemeinschaftsbildung in ihrer Mitgliedschaft nicht entziehen. Auf der anderen Seite sind sie zur Sicherung auf Kooperation und Unterstützung im Organisationsnetz angewiesen, je mehr sie am Öffentlichkeitsanspruch und Universalismus ihrer Botschaft festhalten, müssen also einer **Einflusslogik** Raum geben. Wenn »Gemeinden« als solche Kommunikations- und Kooperationszusammenhänge beschrieben werden, in denen »Menschen« – so die Kirchenverfassung der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern (Art. 4) – »durch Wort und Sakrament zur Einheit des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung gesammelt werden und dazu berufen sind, Jesus Christus als den Herrn und Heiland vor der Welt zu bezeugen«, wird deutlich, dass es nicht nur die Sozialform der Kirche, sondern auch der kirchlichen Gemeinde neben der Mitgliedschaftslogik ebenso konstitutiv mit dem Einlassen auf Elemente einer Einflusslogik zu tun hat, auch wenn in dieser Fassung des Gemeindebegriff das Moment der Einflusslogik verhalten (»vor der Welt bezeugen«) eingeführt wird.

Herausforderungen der Mitgliedschaftslogik

Nicht nur in Deutschland haben die beiden Kirchen einen basalen Wandel ihrer Mitgliedschaft erfahren. Die *strukturelle* Individualisierung der

Moderne¹¹ erzeugt eine »Explosion der Vielfalt« der Kirchenmitglieder und für Kirche und Gemeinde eine »bisher ungewohnte Verunsicherung ihrer Mitgliedschaftsverhältnisse«.¹² Aus einer wertrational und traditional gestützten Gemeinschaftsbindung ist mehrheitlich eine Organisationsbindung geworden, d.h. ein Tauschverhältnis aus Leistung- und Gegenleistung. Nur noch eine Minderheit von Kirchenmitgliedern hat eine affektive Bindung an die Kirche als symbolische Gemeinschaft und erlebt die Gemeinde als Resonanzraum ihrer individuell und biografisch erfahrenen persönlichen Religiosität.¹³ Auch in dieser Verschiebung der Mitgliederverhältnisse spiegelt sich das Organisations-Gemeinschafts-Dilemma und letztlich das »Verfehlen und Misslingen einer Balance«¹⁴ zwischen Mitgliedschafts- und Einflusslogik.

Parochiale Mitgliedschaftslogik

Da »nirgends für alle Zeit festgeschrieben«¹⁵ ist, wie Gemeinde konkret zu gestalten ist und wie die Balance zwischen Sammlung und Sendung der Gläubigen, Mitgliedschafts- und Einflusslogik zu bestimmen und zu finden ist, kennt die kirchengeschichtliche Entwicklung bis in die Gegenwart hinein eine Pluralität von Gemeindeformen. Dominant geworden ist die Parochialgemeinde, die staatsanalog – wie die Kirche insgesamt Anstaltsbetrieb,¹⁶ welcher die Spendung und Versagung von Heilsgütern zu kontrollieren, ja zu monopolisieren strebt – eine bestimmte territoriale Gliederung aufweist, die soziologischerseits ‚Segmentierung‘ oder ‚segmentäre Differenzierung‘ genannt wird. »Dies gilt für den Katholizismus wie für den landeskirchlichen, ehemals staatskirchlichen Protestantismus. Kirchengemeinden und Pfarreien unterscheiden sich von den Freikirchen und von den amerikanischen Denominationen [eben auch] dadurch, dass in letzteren die räumliche Zuordnung der jeweiligen Personengruppe sich aus pragmatischen Gründen ergibt, nicht aber definitionskonstitutiv«.¹⁷ Bei diesem geografisch flächenendeckenden Nebeneinander von immer gleichartigen Parochialgemeinden handelt es sich, »zumal in dem ‚Gleichmacherischen‘, um eine künstliche Struktur, die z. B. ‚Arbeitsteilung‘ – die ein so spezialisiert, die andere anders – ausschließt. Jedes Segment, jede Parochie ist Kirche so gut wie jede andere; jede Parochie [...] repräsentiert für sich die Anstalt – als ‚Kirche im Dorf‘«.¹⁸ Eine solche primäre Strukturentscheidung für Segmentierung steht – explizit oder implizit – »gegen funktionale Differenzierung« und »gegen interne Arbeitsteilung«¹⁹ – also gegen die dominanten Strukturlogiken spezifisch

moderner Vergesellschaftung. Charakteristisch für moderne Gesellschaften ist ja, dass sie hochgradig strukturell pluralisiert sind: »funktional differenziert« in Teilsysteme, die unterschiedlichen Logiken folgen und sich indifferent zueinander verhalten. Die gegeneinander profilierten Teilsysteme – Politik, Recht, Wirtschaft, Medizin, Familie, Massenmedien, Wissenschaft, Religion usw. – sind in ihrer Monomanie definitiv *nicht* – wie bei einer Arbeitsteilung (z.B. in einer Organisation) – möglichst konzertiert aufeinander abgestimmt. Die gesellschaftlichen Teilsysteme bringen *unterschiedliche* Logiken und Sichtweisen hervor und bilden deshalb keine überschneidungsfreien Segmente der sozialen Wirklichkeit, sondern eine »polykontexturale Gesellschaft«.²⁰ So passiert ein Ereignis (z. B. Flugzeugabsturz, Zugunglück) als Kommunikationsgegenstand gewissermaßen mehrmals, es ist Gegenstand unterschiedlicher Perspektiven unterschiedlicher Teilsysteme – der Massenmedien, des Gesundheitswesens, der Politik, des Rechts, der Wissenschaft usw. Diese Teilsysteme bilden zusammen, so ist aus der systemtheoretischen Perspektive zu betonen, *keine gesellschaftliche Einheit, aber auch keine jeweils völlig autarken Eigenwelten*.

Damit gerät Kirche in ein weiteres Dilemma: Mit ihrer parochialen Strukturentscheidung setzt sich die Kirche, die selbst faktisch nur noch ein Teilsystem des religiösen Teilsystems repräsentiert, in strukturelle Hochspannung zur Moderne und vermag dann den Glauben tatsächlich nicht *in* der modernen Welt, sondern nur »vor der Welt zu bezeugen.«²¹ Wo sie sich umgekehrt auf die modernen Strukturprinzipien funktionaler Differenzierung einlässt, indem sie Leistungen für andere ausdifferenzierte Teilsysteme erbringt (‚Diakonie‘), läuft die Leistung Gefahr, »sich Fremdnormierungen zu unterstellen, um ankommen zu können«.²² Wo Kirche diese Einlassung auf die funktional differenzierte Moderne – etwa durch die parochiale Option, die nicht mehr sanktionierbar ist – verweigert, wird sie selbst seitens ihrer Mitglieder zum religiösen – rituellen – Dienstleistungsbetrieb umdefiniert. Aus Gläubigen werden mehrheitlich Kunden, »Kasualienkonsumenten«,²³ und aus den Pfarrern faktisch ‚Magier‘ oder »nachfrageabhängige Anbieter anspruchsvoller Dienstleistungen«²⁴ oder von Events.

Im Sonntagsgottesdienst versammelt der Pfarrer dann eben nicht mehr die »kollektiv anwesende Gemeinde«,²⁵ sondern eine Schrumpf- und Rumpfgemeinde religiöser ‚Virtuosen‘ oder derer, die noch nicht oder nicht mehr oder ohnehin nur

schwach in die funktional differenzierte Moderne eingebunden sind. Gerade die »entschiedenen Gemeindechristen« weisen, so Friedrich Fürstenberg, eine »starke persönliche Bindung an die Gemeinde als Surrogathandlung« auf, »die einen Ersatz für schwindende Handlungs- und Kontaktmöglichkeiten in anderen Sozialbereichen (z. B. bei Witwen, Rentnern, Singles usw.) bietet. Der Rückzug aus [...] dem Bereich der großen modernen Sekundärgruppen kann darüber hinaus auch als Resignation, als ein Nicht-bewältigen-Können des modernen Lebens überhaupt verstanden werden [...] Sie repräsentiert dann in der Lebensform ihrer aktiven Glieder nur noch eine verkürzte soziale Realität. Statt in einem solchen Fall von ‚Kerngemeinde‘ zu sprechen, sollte man besser den Ausdruck ‚Rumpfgemeinde‘ verwenden. Sie trägt dann vielleicht nicht im Glaubensleben, jedoch in ihrer sozialen Eigenart mehr oder weniger ausgeprägte sektenhaften Züge.«²⁶

Tatsächlich zeigen diverse Studien, »dass diejenigen Berufsgruppen, die eine relativ geringe Mobilität aufweisen und in hohem Masse im lokalen System verankert sind, das stärkste Zugehörigkeitsgefühl zu einer Pfarrei/Kirchengemeinde«: Landwirte, Rentner, Hausfrauen, aber auch Vertreter solcher Berufe, die »stärker im lokalen Feld zu Hause sind als andere.«²⁷ Pfarreien und Kirchengemeinden werden damit zu »Ausdrucksformen der lokalen Gemeinschaft«,²⁸ die auch zu milieuspezifischen Ausprägungen führt. Gemeindegliederungsbestimmend ist dann weniger das Dual religiös vs. nichtreligiös, christlich vs. nichtchristlich, sondern lokal vs. nichtlokal bzw. ‚Mein-Milieu‘ vs. ‚Nicht-Mein-Milieu‘. Daran wird deutlich, dass die lokalen Kirchengemeinden »nicht ausschließlich religiöse Einheiten sind, gewissermaßen nicht Subsysteme einer streng religiös gedachten Organisation«,²⁹ was auch daran deutlich wird, dass in den die Parochien vitalisierenden Gruppen nur selten spezifisch christlich-religiöse Zielsetzungen dominieren.³⁰ Eine von mir mit Studierenden durchgeführte Studie zur katholischen Jugendarbeit in Pfarrgemeinden bringt zwar eine hochgradige Vielfalt von Gottesbildern unter den jungen Menschen zutage. Einige sind von der christlichen Tradition gedeckt, andere nur schwer mit ihr zu vermitteln. Auffällig ist bei allen drei von uns herausgearbeiteten jugendlichen Motivationstypen (den »Spirits«, den »Humans« und den »Funs«), dass sie Gott eine affektbindende bzw. angstbewältigende, rückversichernde Schutzfunktion zuweisen. Bei einigen kirchlichen Jugendlichen wird aber auch eine beinahe durchgehende Sprachlosigkeit, ja Peinlichkeit in der Gottes-Kommunikation erkennbar.

Sie sprechen zwar von Gott, nicht aber – und dies ist noch auffälliger, ja aufregender – von Gott in Christus. Man kann den Eindruck gewinnen, dass Jesus Christus unter Teilnehmern kirchlicher Jugendarbeit zum Tabu geworden ist. Es zeigt sich – zumindest außerhalb des gottesdienstlichen Lebens – eine Tendenz zu einem »Christentum ohne Christus«, zu einem Gottesbezug ohne Christusbezug.³¹ Andere Studien zeigen: Auch für die religiöse Sinnsuche von Kirchenmitgliedern sind die Parochien keine erste Adresse. So ist davon auszugehen, dass »Kirchengemeindengruppen jedenfalls nicht einheitlich religiös bestimmt sind und deshalb nicht ohne weiteres jene Gemeinschaft von Schwestern und Brüdern verwirklichen, wie sie Theoretiker und Praktiker des Gemeindeaufbaus für grundlegend notwendig halten«³² und häufig mit salbungsvoller Bezugnahme auf das Neue Testament erinnern. *Die gemeindlichen Versammlungen in den Parochien repräsentieren somit offensichtlich eine diffuse gemeinschaftliche Mischung aus Religions-, Milieu- und Lokalkolorit und beanspruchen zugleich aber – auch öffentlich – die exklusive Repräsentanz des kirchlichen Religionssystems ‚vor Ort‘.* Segmentär differenziert, wiederholt sich diese doppelte Exklusivität flächendeckend und führt zur flächendeckenden Exklusionserfahrung all derjenigen Gläubigen und Glaubenwollenden, die andere Religions-Milieu-Mischungen präferieren. Unausweichlich kommuniziert sie auch öffentlich: Kirchengemeinde – das sind die anderen: nach dem Motto ‚Friedlich, höflich, friedhöflich‘.

Neue kirchliche Räume als charismatisches Netzwerk

Die Lösung der Disbalance zwischen Mitgliedschafts- und Einflusslogik bzw. des Organisations-Gemeinschafts-Dilemmas kann m. E. nicht darin bestehen, sich strategisch völlig auf die Ortsgemeinden und ihre Vitalisierung zu konzentrieren. Ein erster Schritt müsste darin bestehen, von denen, denen das Zeugnis der Gottesnähe gilt, auch Maß zu nehmen. Ohne das Vornachdenken, ohne Menschennähe ist die Gottesnähe nicht in Wort und Tat zu bezeugen. Eine Kirche, die sich von den heutigen Menschen entfernt, verrät die Botschaft dessen, der ihnen Sakrament sein will. Der Soziologe weiß freilich auch, dass mit örtlicher Nähe nicht unbedingt soziale Nähe gegeben ist, kann man sich doch örtlich/räumlich nahe, aber sozial fremd sein. Von daher bedarf es auch einer sozial-sensiblen, d. h. einer milieusensiblen Pastoral, zu der eine ZdK-Erklärung auf dem Hintergrund der Sinus-

Milieu-Studien³³ aufruft: »Solche milieusensible Pastoral braucht ‚Amateure‘, also Menschen, die im Wortsinn mit Liebe bei der Sache sind. Sie braucht ‚Pfadfinder‘, die Zugangswege zu neuen Adressaten erkunden. Sie braucht ‚Brückenbauer‘, die unterschiedliche pastorale Maßnahmen miteinander verbinden. Sie braucht ‚Experten‘, die unterstützend, beratend und begleitend Kontinuität, Erfahrung, Kritik und Professionalität einbringen. Und sie braucht den ‚fremden Blick‘ von außen, also distanzierte Ansichten und Beurteilungen, die Neigungen zur Selbstverkenntung korrigieren«. ³⁴ Ein solcher fremder Blick müsste eine ähnliche distanzierte Perspektive annehmen wie der Ethnologe bei der Begegnung mit einem fremden Volk.

Es könnte darum gehen, Weitungen vorzunehmen, indem eine Vielfalt von kirchlichen Orten avisiert wird, unter denen die Parochie nur noch eine Sozialform unter vielen darstellt. ³⁵ Eine solche Pluralität kirchlicher Orte setzt auf Differenzierung und auf Wachstum *durch* Differenzierung. Die erkannte und anerkannte Pluralität kirchlicher Orte versucht, die üblichen Unterstellungen innerhalb unserer Kirche zu vermeiden: Die Unterstellung z. B.: Was meine Fragen sind, sind auch deine oder haben deine zu sein; was meine Zeitrhythmen sind, sind auch deine; was mir gefällt, muss doch auch dir gefallen; was Heimat für mich ist, muss doch auch Heimat für Dich sein können, wenn Du nur willst usw. Diese kirchlichen Orte müssten als eigenwertig, doch nicht als autonom gesehen, also in ihren Verselbständigungstendenzen gebremst und vernetzt werden und sich in einem Verhältnis der wechselseitigen Ergänzung, einer vernetzten arbeitsteiligen Kooperation, verstehen. Man wird kaum darauf setzen können, dass die kirchlichen Orte und ihr Personal in freier Selbstverpflichtung miteinander kooperieren, sich als Teil eines Verbunds innerhalb eines sozialen Nah- und Regionalraums (aber auch darüber hinaus) verstehen und immer weiter entwickeln.

Eine entscheidende Kooperationschance liegt sogar darin, dass die einzelnen Kirchengemeinden – ähnlich wie die anderen kirchlichen Orte – auf der Basis ihres jeweiligen Charismen-Gefüges Schwerpunkte bilden, sich auf ganz bestimmte Themen, Zielgruppen und Milieus spezialisieren und profilieren, also sich in besonders ‚gefärbte‘ Knotenpunkte eines größeren und vielfältigeren ‚charismatischen‘ Netzwerks verwandeln. Durch spezialisierte Angebote könnten missionarische Anknüpfungsmöglichkeiten für Gläubige und

Glaubenwollende an die Kommunikation der frohen Botschaft vervielfältigt und erhöht werden, etwa für neue Milieus. Außer den Kirchengemeinden wären in diesen Verbund noch andere kirchliche Orte (von der Beratungsstelle der Diakonie über die Hospizgruppen bis hin zur christlichen Eine-Welt-Gruppe) als Knotenpunkte christlichen Lebens einzubeziehen, freilich auch Orte anderer christlicher Kirchen. Die interkonfessionellen Beziehungen wären ebenfalls arbeitsteilig zu gestalten. Was A macht muss nicht B, was B und A machen, muss nicht C verdoppeln usw. Mit der Zeit wird dann möglicherweise der zentrale Bezugspunkt der ‚Pastoral‘ nicht mehr vorzugsweise die einzelne Kirchengemeinde sein, sondern ein neues *charismatisches Netzwerk-Wir* mit einem breitgefächerten Panorama von Gemeinschaften, Initiativen und Angeboten, die jeweils über sich hinaus- und gegenseitig aufeinander verweisen und – was in aller Vielstimmigkeit wichtig ist – konzertiert sind.

Ein solches neues Wir könnte also bedeuten, aus der Summe von Einzelaufgaben unterschiedlicher kirchlicher Akteure ein attraktives Muster zu gestalten. Arbeitsteilige Kooperation im Netzwerk heißt Zusammenarbeit zum wechselseitigen Vorteil (auch zur Entlastung), zur Erhöhung der Differenzierung und der Qualität des gemeinsamen Wirkens. Eine Schwäche von Netzwerkstrukturen ist, dass – idealtypischerweise – jeder individuelle oder kollektive Akteur die Möglichkeit hat zu verhindern, dass ihm eine Entscheidung auferlegt wird, die er nicht bevorzugen würde. Jeder einzelne Akteur hat gewissermaßen eine Vetomacht. Meines Erachtens müsste das Verhältnis von ‚Netzwerk‘ und ‚Hierarchie‘, aber auch ‚Polyarchie‘ – drei verschiedene Weisen der Herstellung von Kommunikations- und Handlungskoordination³⁶ – noch klarer bestimmt werden.

Nichts nämlich scheint in der Kirche schwieriger zu sein, als die Idee des arbeitsteiligen Netzwerks umzusetzen, wie auch die Erfahrung im Erzbistum Freiburg zeigt. Dort haben wir vom Zentrum für kirchliche Sozialforschung (ZEKIS)³⁷ aus nach dem Stand der Umsetzung der Pastoralen Leitlinien im Erzbistum Freiburg gefragt,³⁸ in denen der Netzwerkgedanke ebenfalls zentral ist. Die Schwierigkeiten bei der Umsetzung der Pastoralen Leitlinien nehmen aus der Sicht der Befragten, so zeigt sich, offensichtlich zu, wenn es um die notwendige Kooperation geht; denn »*genügend Mitstreiter*« scheint es kaum zu geben, wie die Mehrheit aller innerkirchlichen Statusgruppen – und zwar unisono – aussagt. In die gleiche Richtung der Kooperationsproblematik weist der Be-

fund hin, dass die Erfahrung, dass bei der Umsetzung der PL »alle an einem Strang ziehen«, dem Urteil der Befragten zufolge nur höchst selten gemacht wurde. Hier manifestiert sich möglicherweise eine zentrale Herausforderung, vielleicht auch ein grundlegendes Desiderat kirchlichen Organisationsgeschehens schlechthin, wenn es um Belange geht, die über die Sorge um die sakramentalen Heilsgüter hinausreichen. Dementsprechend scheint mir die Lösung der Kooperationsfrage – neben der Mitgliedschaftsdifferenzierungsfrage – eine der entscheidenden Herausforderungen der kommenden Jahre für das kirchliche Handeln zu sein.

Für eine lernende Kirche

Dies impliziert freilich die Option für eine lernende Kirche, die sich möglicherweise unter den veränderten Kontextbedingungen der Modernen neu erfindet. Dieser – innerkirchlich ja nicht ungeteilten – Option gemäß ist Kirche aufgeschlossen für Veränderungen in ihrer Umwelt, erkennt unausweichliche Anpassungszwänge, weiß also, dass die Wahl, sich anzupassen oder nicht, nur in der Theorie besteht. Statt – passiv – angepasst zu werden, versucht sie solche Anpassungszwänge in intendierte Entwicklungsprozesse (im Hinblick auf sich selbst, aber auch bezüglich ihrer Umwelt) zu transformieren, um den kirchlichen und nichtkirchlichen Zeitgenossen sinnstiftend und ‚heilsgütlich‘ zu sein, also sich in den Dienst des Reiches Gottes zu stellen. Kontextveränderungen werden dann nicht nur ohnmächtig als Zwang zum Nachziehen oder Rückzug hingenommen, sondern als Lern- und Veränderungschance begriffen. Zu dieser Option gehören der Verzicht auf Realisierung alter geistlicher Herrschaftsphantasien und damit ein konstruktiver Umgang mit der wachsenden Erfahrung religiöser Ohnmacht. Gibt es doch eine kreative und eine destruktive Ohnmacht: »Die destruktive sucht nach Resten der verlorenen Macht und verliert darüber alle Autorität. Die kreative sucht in der eigenen Machtlosigkeit die verborgene Macht der Chance zur Begegnung auf neuer Basis.«³⁹ Hierzu gehört die Bereitschaft, auch mit Hilfe der Sozialwissenschaften die soziokulturellen Realitäten differenziert wahrzunehmen und sich differenziert z. B. dadurch auf sie einzustellen, neue Formen der Zielgruppenansprache und der kirchlichen Präsenz zu entwickeln. Hierzu gehören aber auch die ökumenische Kooperation zwischen den christlichen Kirchen und die Bereitschaft, im Dialog mit anderen Konfessionen und Religionsgemeinschaften

ten auch die eigene Tradition neu zu entdecken, wenn nicht neu zu erfinden.

Lassen Sie mich abschließend an eine an eine vor (gut) 50 Jahren (1957) gemachte Aussage Helmut Schelskys erinnern, man habe die Lage des Christentums in der modernen Gesellschaft oft mit der Formel zu begreifen versucht, »dass das Christentum sich heute einem neuen Heidentum in der modernen Welt ... gegenüberstehe; diese Parallele übersieht aber«, wie Helmut Schelsky bemerkte, »dass heute mit dem Christentum keine neue Wahrheit in eine alte Welt kommt, sondern sich eine alte Wahrheit gegenüber einer neuen Welt behaupten muss.« Und daraus erwachsen Christentum und Kirchen, so Schelsky weiter, die »Aufgabe, ihre ewige Wahrheit in veränderten, weltlich autonom gewordenen Sozialstrukturen neu zu gründen« und »eine neue soziale Gestaltung der Heilswahrheit zu finden«.⁴⁰ Ich glaube, dass wir Christen tatsächlich vor einer solchen Neugründungsaufgabe stehen, vor einem gewaltigen Refounding-Prozess der Organisation und Kommunikation der frohen Botschaft.⁴¹

Anmerkungen:

¹ So der katholische Neutestamentler Paul Hoffmann, *Der ‚Stiftungswille‘ Jesu?*, in: *Orientierung* 70/2006, 154-160, hier 154: »Jesus hatte eine Kirchengründung nicht im Blick – nicht einmal die Schaffung einer Sondergruppe in Israel«; eine »Gemeinde- oder gar Kirchengründung ist hier nicht im Blick [...] es geht um Sympathisanten für die Herrschaft Gottes, die gerade so mitten unter den Menschen präsent werden soll (Lk 17,21f)«. »Historisch gesehen ist die Entstehung judenchristlicher Sondergruppen und schließlich der Kirche aus Juden und Heiden Folge der Ablehnung, die die jesuanische Reformbewegung bei ihren jüdischen Glaubensgenossen fand« und also das Ergebnis eines »Gegenüber zu den jüdischen Diasporagemeinden [...] Sehen wir vom Sonderfall Jerusalem ab, waren erst durch den Wechsel aus dem dörflichen Milieu Palästinas in die Großstädte des Imperiums die Voraussetzungen für die Bildung von Ortsgemeinden mit einer größeren Anzahl von Mitgliedern, damit aber auch die Notwendigkeit der Schaffung differenzierterer Organisationsformen gegeben«. So wird Paulus »zum ‚Gemeindeorganisator‘« (156f). Der Ende des 1. Jhs. in Kleinasien entstandene 1. Petrusbrief »bietet ein aufschlussreiches Beispiel, wie das charismatische Gemeindemodell des Paulus von [...] patriarchalischen Strukturen überlagert wird« (158).

² Trutz Rendtorff, *Zur Säkularisierungsproblematik*, in: Joachim Matthes (Hg.), *Religion und Gesellschaft*, Reinbek 1967, 208-229.

³ Peter Bubmann/Michael N. Ebertz, *Gemeinde bilden&den eigenen Weg gehen*, in: Peter Bubmann/Bernhard Sill (Hg.), *Christliche Lebenskunst*, Regensburg 2008, 123-131, hier 130.

⁴ Friedrich Fürstenberg, *Die Zukunft der Sozialreligion*, Konstanz 1999, 74.

⁵ Karl Gabriel, *Organisation als Strukturprinzip der Kirche: Spannungen, Zwänge Aporien*, in: Alfred Dubach/Wolfgang Lienemann (Hg.), *Aussicht auf Zukunft. Auf der Suche nach der sozialen*

Gestalt der Kirchen von morgen, Zürich/Basel 1997, 15-35, hier 27.

⁶ Niklas Luhmann, Die Organisierbarkeit von Religionen und Kirchen, in: Jakobus Wössner (Hg.), Religion im Umbruch, Stuttgart 1972, 245-285, hier 247

⁷ Gabriel, Organisation, 15-35, hier 26ff.

⁸ Vgl. Michael N. Ebertz, Kirche und Öffentlichkeit – Chancen und Grenzen, in: Hans-Georg Ziebertz (Hg.), Erosion des christlichen Glaubens? Umfragen, Hintergründe und Stellungnahmen zum ‚Kulturverlust des Religiösen‘, Münster 2004, 15-27.

⁹ Gabriel, Organisation, 27.

¹⁰ Ich folge hier und im Folgenden einer Idee von Gabriel, Organisation, 27.

¹¹ Das klassische Zitat hier ist aus: Georg Simmel: Über soziale Differenzierung. Soziologische und psychologische Untersuchungen, Leipzig 1890, 103: »Die Zahl der verschiedenen Kreise nun, in denen der Einzelne darin steht, ist einer der Gradmesser der Kultur. Wenn der moderne Mensch zunächst der elterlichen Familie angehört, dann der von ihm selbst gegründeten und damit auch der seiner Frau, dann seinem Berufe, der ihn schon für sich oft in mehrere Interessenkreise eingliedern wird (z.B. in jedem Beruf, der über- und untergeordnete Personen enthält, steht jeder in dem Kreise seines besonderen Geschäfts, Amtes, Büros etc. darin, der jedes Mal Hohe und Niedere zusammenschließt, und außerdem in dem Kreise, der sich aus den Gleichgestellten in den verschiedenen Geschäften etc. bildet); wenn er sich seines Staatsbürgertums und der Zugehörigkeit zu einem bestimmten sozialen Stände bewusst ist, außerdem Reserveoffizier ist, ein paar Vereinen angehört und einen die verschiedensten Kreise berührenden geselligen Verkehr besitzt: so ist dies schon eine sehr große Mannigfaltigkeit von Gruppen, von denen manche zwar koordiniert sind, andere aber sich so anordnen lassen, dass die eine als die ursprünglichere Verbindung erscheint, von der aus das Individuum auf Grund seiner besonderen Qualitäten, durch die es sich von den übrigen Mitgliedern des ersten Kreises abscheidet, sich einem entfernteren Kreise zuwendet (...) Die Gruppen, zu denen der Einzelne gehört, bilden gleichsam ein Koordinatensystem, derart, dass jede neu hinzukommende ihn genauer und unzweideutiger bestimmt. Die Zugehörigkeit zu je einer derselben lässt der Individualität noch einen weiten Spielraum; aber je mehr es werden, desto unwahrscheinlicher ist es, dass noch andere Personen die gleiche Gruppenkombination aufweisen werden, dass diese vielen Kreise sich noch einmal in einem Punkte schneiden«.

¹² Gabriel, Organisation, 31f.

¹³ Selbst wenn gerade die Kirchenbindung nach der neuesten Männerstudie gestiegen sein sollte, betrifft sie nur eine kleine Minderheit von Kirchenmitgliedern; vgl. Rainer Volz/Paul M. Zulehner: Männer in Bewegung. Zehn Jahre Männerentwicklung in Deutschland, Baden-Baden 2009, 238.

¹⁴ Gabriel, Organisation, 31f.

¹⁵ Bubmann/Ebertz, Gemeinde, 124.

¹⁶ So in der Tradition von Max Weber, Wirtschaft und Gesellschaft, 5. Auflage, Tübingen 1972, 29f, und Ernst Troeltsch, Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen, 3. Auflage, Tübingen 1923, 371.

¹⁷ Karl-Fritz Daiber, Die Tradierung christlicher Überzeugungen unter den Bedingungen struktureller Individualisierung – Grenzen und Chancen von Gruppenbildungen in Pfarreien und Kirchengemeinden, in: Alfred Dubach/Wolfgang Lienemann (Hg.), Aussicht auf Zukunft. Auf der Suche nach der sozialen Gestalt der Kirchen von morgen, Zürich/Basel 1997, 83-93, hier 90.

¹⁸ Hartmann Tyrell, Religiöse Organisation: zwei Anmerkungen, in: Maren Lehmann (Hg.), Parochie. Chancen und Risiken der Ortsgemeinde, Leipzig 2002, 103-113, hier 110f.

¹⁹ Tyrell, Organisation, 113; Tyrell setzt allerdings fälschlicherweise funktionale Differenzierung mit Arbeitsteilung gleich.

²⁰ Uwe Schimank, Funktionale Differenzierung und Systemintegration der modernen Gesellschaft, in: Jürgen Friedrichs/Wolfgang Jagodzinski (Hg.), Soziale Integration (= Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 39), Opladen 1999, 47-65, hier 51.

²¹ So der oben zit. Art. 4 der Kirchenverfassung der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern.

²² Niklas Luhmann, Funktion der Religion, Frankfurt 1977, 59.

²³ Fürstenberg, Trend, 74. Dieser Typus ist inzwischen längst auch bei den Katholiken angekommen und wird derzeit sogar episkopal aufgewertet (und dabei das Katholischsein umgewertet): »Diese Katholiken aktualisieren«, so der Erzbischof von Bamberg, »auch punktuell an den Lebenswenden oder bei besonderen Ereignissen in und mit der Kirche ihr Katholischsein. Dies ist vor allem dann der Fall, wenn Elemente kirchlich-christlicher Erziehung als ‚schöne Erinnerung‘ präsent sind«; so in: Johannes Först/Joachim Kügler (Hg.), Die unbekannte Mehrheit. Mit Taufe, Trauung und Bestattung durchs Leben, Berlin 2006, 8.

²⁴ Tyrell, Organisation, 112; bei Erzbischof Schick heißt dann das Postulat: »Die Priester, Diakone und pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter müssen die Kasualien stets gut vorbereiten und feiern, das heißt: ‚Diese müssen den Leuten etwas geben‘«; so in Först/Kügler (Hg.), Mehrheit, 8.

²⁵ Tyrell, Organisation, 112.

²⁶ Fürstenberg, Trend, 75.

²⁷ Daiber, Tradierung, 91; »Die ‚Männerkirche‘ lebt vom ehrenamtlichen Engagement vor allem der Frauen«, heißt es in der neuen ‚Männerstudie‘ von Volz/Zulehner, Männer, 144: Hier treffe »die alte Regel noch zu: Religion ist weiblich, Politik männlich«. So alt ist diese ‚Regel‘ freilich nicht. Sieht man, dass vor gut 50 Jahren noch empirisch festgestellt werden konnte, dass »nicht die Frauen, sondern die Männer stärker an der Gemeindegarbeit beteiligt« waren (Erich Reigrotzki, Soziale Verflechtungen in der Bundesrepublik, Tübingen 1956, 23), ist auf einen verstärkten Rückzug von Männern aus dem kirchlichen Gemeindeleben der letzten Jahrzehnte zu schließen, zumal dies immer weniger eine gesellschaftliche Anerkennung abwirft. Zugleich ist eine Dominanz der älteren und mittleren Generationen von Frauen erkennbar, und viele Pfarrgemeinderäte in der katholischen Kirche sind inzwischen ‚Frauenräte‘ geworden, in denen der – zumeist auch noch ältere – Pfarrer der einzige Mann ist; vgl. Markus Warsberg in Christoph Baldas/Christopher Bangert, (Hg.), Ehrenamt in der Caritas, Freiburg 2008, 205.

²⁸ Daiber, Tradierung, 91.

²⁹ Daiber, Tradierung, 92.

³⁰ Daiber, Tradierung, 94; gemessen an der Bedeutung der Bibellektüre; vgl. auch Michael N. Ebertz/Martin Fischer (Hg.), Spontan – spirituell – sozial. Eine explorative Studie zur kirchlichen Jugendarbeit in der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Ostfildern 2006.

³¹ Auch die neueste Männerstudie von Volz/Zulehner, Männer, 232, belegt, dass inzwischen nicht einmal mehr jeder Vierte in Deutschland (22%) und »lediglich rund 30% der Kirchenmitglieder« im Sinn der christlichen Kirchen an einen Gott glauben, »der sich in Jesus Christus zu erkennen gegeben hat«. Zudem, so die Studie an gleicher Stelle weiter, »bezeichnen sich 21% der Protestanten sowie 22% der Katholiken als atheistisch«. Angesichts

dieser massiven Krise des christozentrischen Gottesglaubens formuliert die Studie noch verhalten: »Nicht alle Protestanten und Katholiken sind auch Christen«.

³² Daiber, Tradierung, 95.

³³ Carsten Wippermann/Isabelle de Magalhaes, Zielgruppen-Handbuch. Religiöse und kirchliche Orientierungen in den Sinus-Milieus 2005. Eine qualitative Studie des Instituts Sinus Sociovision zur Unterstützung der publizistischen und pastoralen Arbeit der Katholischen Kirche in Deutschland im Auftrag der Medien-Dienstleistung GmbH und der Katholischen Sozialethischen Arbeitsstelle, München 2006; Carsten Wippermann/Marc Calmbach, Wie ticken Jugendliche? Sinus-Milieustudie U27, hrsg. von Bund der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ) & Misereor, Düsseldorf, 2008. - Zur Ambivalenz des Milieubegriffs s. auch M. N. Ebertz, Was sind soziale Milieus?, in: Lebendige Seelsorge. Zeitschrift für praktisch-theologisches Handeln 57/2006, 258-264; Ders./Peter-Otto Ullrich, Milieus, Lebensstile und Religion. Sozialwissenschaftliche Grundlagen und Erfahrungen im LOS-Prozess, in: Michael N. Ebertz/Ottmar Fuchs/Dorothea Sattler (Hg.), Lernen, wo die Menschen sind. Wege lebensraumorientierter Seelsorge, Mainz 2005, 146-185. Siehe auch: www.milieus-kirche.de.

³⁴ Zentralkomitee der deutschen Katholiken, Für eine Pastoral der Weite. Ein Gesprächsanstoß, 21. Mai 2008, 10; s. im Anschluss daran Michael N. Ebertz/Hans-Georg Hunstig (Hg.), Hinaus ins Weite. Gehversuche einer milieusensiblen Kirche, 2. Auflage, Würzburg 2008.

³⁵ S. hierzu auch die Arbeiten von und die Beiträge in Ursula Pohl-Patalong (Hg.), Kirchliche Strukturen im Plural. Analysen, Visionen und Modelle aus der Praxis, Schenefeld 2004.

³⁶ Der Ausdruck ‚Netzwerk‘ ist bewusst gewählt, um die hier gemeinte Handlungskoordination oder gar kollektive Handlungsfähigkeit zu bezeichnen. Er wird allerdings häufig nicht definiert. Was darunter zu verstehen ist, erschließt sich vielleicht, wenn wir die beiden anderen in der Soziologie gebräuchlichen Modi der Handlungskoordination damit vergleichen: den Modus der Hierarchie und der Modus der Polyarchie. Der Modus der Hierarchie zentriert die Entscheidungsbefugnisse über das Handeln aller Beteiligten bei einer übergeordneten Leitungsinstanz. Eine Minderheit bestimmt das Handeln aller. Damit wird zwar die kollektive Handlungsfähigkeit, eine entsprechende Durchsetzungsfähigkeit der Spitze vorausgesetzt, maximiert, aber die Selbstständigkeit der Teile minimiert. Der Modus der Polyarchie stellt kollektive Handlungsfähigkeit durch Mehrheitsbeschlüsse her. Diese können

auch einer abweichenden Minderheit auferlegt werden, d.h. ebenfalls deren Selbstständigkeit einschränken. Netzwerke sind, rein formal definiert, Beziehungen in abgrenzbaren Sets von Knoten, wobei die Gesamtheit der vorhandenen Verbindungslinien zwischen den Knoten ein Netzwerk beschreibt. Typisch für Netzwerke ist, dass kollektive Handlungsfähigkeit nur als jederzeitige freiwillige Einigung zustande kommt, was – außer Zwang – eine Vielzahl von sozialen Beziehungen und Fremdmotivationen – bitten, argumentieren, werben, verhandeln – nicht ausschließt. Idealtypischerweise hat jeder individuelle oder kollektive Akteur im Netzwerk die Möglichkeit zu verhindern, dass ihm eine Entscheidung auferlegt wird, die er nicht bevorzugen würde. Jeder einzelne Akteur hat eine Vetomacht. Dies ist eine Schwäche von Netzwerkstrukturen, die freilich im kirchlichen Kontext durch das hierarchische Prinzip der Bischofskirche neutralisiert werden kann.

³⁷ Zum ZEKIS siehe: <http://www.kfh-freiburg.de/cms2/kfh/index.php?idcatside=220>.

³⁸ So ein zentrales Ergebnis einer vom »Zentrum für kirchliche Sozialforschung (ZEKIS)« im Auftrag des Erzbischöflichen Ordinariats durchgeführten Befragung zur Rezeption, Akzeptanz und Umsetzung der Pastoralen Leitlinien. Der Untersuchungsbericht ist auf der Homepage des Erzbistums Freiburg publiziert: <http://www.erzbistum-freiburg.de/fileadmin/gemeinsam/pastorale-leitlinien/pli-umfrage-zekis-bericht200810.pdf>.

³⁹ Rainer Bucher, Die neue Ordnung der Geschlechter und die Ohnmacht der Kirche, in: Marlis Gielen/Joachim Kügler (Hg.), Liebe, Macht und Religion. Interdisziplinäre Studien zu Grunddimensionen menschlicher Existenz. Gedenkschrift für Helmut Merklein, Stuttgart 2003, 339-356, hier 356.

⁴⁰ Helmut Schelsky, Ist die Dauerreflexion institutionalisierbar? Zum Thema einer modernen Religionssoziologie, in: Ders., Auf der Suche nach Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze zur Soziologie der Bundesrepublik, München 1979, 268-297, hier 270.

⁴¹ Zur (geschichts-)theologischen Debatte s. auch Rolf Zerfaß, Volk Gottes unterwegs: in der Fremde, unter den Völkern, in: Herbert Haslinger (Hg.), Handbuch Praktische Theologie, Band 1, Mainz 1999, 167-177; Klemens Schaupp/Claudia Edith Kunz (Hg.), Erneuerung oder Neugründung? Wie Orden und kirchliche Gemeinschaften lebendig bleiben können, Mainz 2002; Erich Garhammer (Hg.), Ecclesia semper reformanda. Kirchenreform als bleibende Aufgabe, Würzburg 2006.



Reaktionen und Fragen aus den Arbeitsgruppen

Gruppe 1:

1. Handelt es sich bei den Differenzen zwischen Kirchenleitung und wissenschaftlicher Theologie nicht auch um Milieuunterschiede, die das Zusammenwirken so schwer machen? Es geht darum, ins Gespräch zu kommen, die eigenen Milieugrenzen wahrzunehmen und zu sehen, wie sie auf die anderen Milieus hin überschritten werden können.
2. Wie kann Kirchenleitung Veränderung initiieren in den Bereichen der Regionen, der Kirchenkreise und der Gemeinden? Es geht darum, die Kräfte vor Ort zu stärken, Empowerment ernst zu nehmen, Menschen wertzuschätzen, den Menschen Gelegenheit zu geben, ihre Kompetenzen zu entfalten.

3. Bei den Aufgaben der Kirchenleitung geht es darum,
 - das Wort zu verbreiten, und darum, durch Worte Impulse zu setzen,
 - die Rahmen zu definieren, in denen kirchliche Arbeit stattfindet, in denen das Evangelium verkündet wird
 - Einschreiten, wenn die Ausbreitung des Evangeliums behindert wird. So ist z.B. eine Milieuverengung in der Parochialgemeinde eine Gefahr, die Kirchenleitung wahrnehmen muss.

Gruppe 2

Wir haben uns vor allem mit zwei Themenkreisen beschäftigt. Der eine Themenkreis war noch einmal die Frage von Gemeindeverständnis/Parochie und die Bewertung von Parochie und Gemeinde, und der andere Themenkreis drehte sich um die Rolle der Theologie oder – genauer gesagt – um das Verhältnis von wissenschaftlicher Theologie und kirchenleitender Theologie. Zu beiden Themenbereichen ein paar Unterpunkte.

Zum ersten Themenkreis:

Wir haben uns die beiden Vorträge noch einmal angesehen und versucht, etwas Verbindende zu finden. Ein Versuch war, bei Herrn Gutmann das eher energetische Verständnis Empowerment und Beteiligung und die Betonung dieser Themen zu sehen, und bei Herrn Ebertz den Gedanken des Netzwerkes. Da war so eine Möglichkeit, diese beiden Dinge miteinander zu verbinden. Wir haben uns aber auch noch einmal länger mit den Thesen von Herrn Ebertz beschäftigt, und dazu vier kleine Punkte.

1. Wir waren eigentlich schon mehrheitlich der Meinung, dieses Verständnis der Parochie nicht ganz so negativ sehen zu wollen und abzuwerten als Rumpfgemeinde, sondern noch einmal mehr von der Wertschätzung der Parochie und der Ortsgemeinde auszugehen und vielleicht auch in der Parochie schon selbst so etwas wie ein Netzwerk zu entdecken mit einer Vielfalt von Angeboten.

2. Das zweite ist, noch einmal sehr genau zu differenzieren zwischen der Stadtsituation oder der Landsituation – ich füge fast noch einmal hinzu, Herr Herbst, die pommersche Situation. Also sind es vielleicht möglicherweise sogar drei. (allgemeine Heiterkeit) Also jedenfalls der Gedanke der Differenzierung aufzunehmen, zu schauen: Was heißt Parochie in der Stadt, auf dem Land oder in verschiedenen Gegenden.
3. Dritter Punkt: Es geht darum, keine Alternative, keinen Gegensatz aufzumachen zwischen Parochie und Funktionsgemeinde, diese ständige Gegeneinandersetzung zu überwinden, sondern eher zu schauen: Wie nehmen wir diese Vielfalt wahr, wie nehmen wir die Chancen wahr. Und vielleicht entwickeln wir dies sogar noch weiter. Bei uns waren die Stichworte »Internet« und »Kloster«.
4. Die Begriffsanalyse von Gemeinde. Was meinen wir eigentlich genau damit, auch mit Ortsgemeinde und eine Realanalyse von Ortsgemeinde zu betreiben.

Zum zweiten Themenkreis:

Zur Ausgangsfrage Frage des Symposions Theologie und Kirchenleitung bzw. zur Rolle von wissenschaftlicher Theologie und kirchenleitender Theologie.

1. Denn wir haben noch einmal betont, beides ist Theologie, und geschieht in theologischer Verantwortung, aber in unterschiedlichen Referenzrahmen. Der Referenzrahmen der kirchenleitenden Theologie ist der der Entscheidungsplausibilität. Und der Referenzrahmen der wissenschaftlichen Theologie ist eben die wissenschaftliche Plausibilität. Das aber miteinander in Verbindung zu bringen, kann eine fruchtbare Sache sein.
2. Ein zweiter Gedanke dazu: Wir haben gemeint, die Kommunikationskultur zwischen wissenschaftlicher Theologie und kirchenleitender Theologie hat auf dieser Tagung ange-

fangen, ist aber durchaus noch verbesserungswürdig. Und es ist noch einmal zu überlegen, wie das verbessert werden kann.

3. Und dann am Schluss noch mal ein paar Erwartungen der kirchenleitenden Theologie an die wissenschaftliche Theologie. Dass die wissenschaftliche Theologie dazu hilft, Realität wahrzunehmen in Kirche und Gesellschaft, und dies zu schärfen, dass sie aber auch eine Ermöglichung für eine Entscheidung bietet, eine Grundlage dafür. Und schließlich ist eine Erwartung an die wissenschaftliche Theologie, dass sie der Sprachfähigkeit des Glaubens weiterzuhelfen.

Gruppe 3:

Man kann deutlich sagen, die Gruppe hat sich nicht gelangweilt, und das, was sie getan hat, lässt sich simpel zusammenfassen: Er sagt es klar und angenehm, was erstens, zweites, drittens käme.

1. Wir konnten zwar nichts am Interleukin-6-Spiegel tun, aber am Adrenalin-Spiegel, insofern wir das das Thema der »ahnungslosen Zentrale« doch noch einmal aufgegriffen haben und hier einige Klärungen herbeigeführt haben.
2. Wir haben uns gefragt, welche Funktion hat eigentlich Leitung? Was kann sie tun und was müsste sie vielleicht stärker tun? Es war ein Eindruck, dass wir eigentlich in der Problemlage in der evangelischen Kirche nicht unbedingt eine zu starke Vorstellung von Leitung haben, sondern manchmal eine zu schwache. Demgegenüber stand die Beobachtung, dass es auch so etwas wie Beharrungskräfte und Verhinderungsmächte in örtlichen Strukturen gibt. Und es gibt eine Neigung zum Kongregationalismus, die es nicht unbedingt heilen würde. Welche Basis hat hier eigentlich welches Recht, was zu verhindern oder zu befördern. Dagegen wurde Leitung dahingehend verstanden, es sei die Chance von Leitung, in solchen Prozessen drei Dinge zu tun, nämlich anregen, Potenziale entwickeln und vernetzen. Wir waren uns nicht ganz einig in diesem

Punkt. Es gab auch Stimmen, die stärker die Kompetenz von der Basis höher gewichteten, als das andere taten.

3. Wir haben natürlich, da wir Herrn Ebertz in unserer Gruppe hatten, über seine Vorschläge gesprochen. Er hat es noch ein bisschen zuge-spitzt, und ich biete Ihnen das als Zitat jetzt an: Die Ortsgemeinde/Parochie ist im schlechteren Fall eine Verklebung von lokaler Identität mit religiöser und Milieuidentität, unter Führung der lokalen Identität mit der Nebenwirkung, anderen der Zugang zu versperren. Und jetzt, können Sie sich denken, ging die Debatte heiß hin und her. Jemand meinte, man könnte von einer Heiligsprechung oder einer Verächtlichtmachung der Ortsgemeinde, der Parochie, sprechen. In der Tat waren die Voten zwischen diesen Extremen, die aber niemand ernsthaft vertreten wollte. Es wurde gesagt, die Parochie hat versagt und es braucht dringend neue Gemeindeformen. Es wurde aber auch gesagt. Nein, im Gegenteil, diese Verklebung ist eine Stärke der Parochie, weil sie bedeutet Inkulturation am Ort und Beheimatung? Zwischen diesen Polen konnte man sich ganz gut darauf einigen: Parochie bleibt eine wesentliche Grundform von Kirche, von Gemeinde, die aber durch andere ergänzt werden kann, für die ja auch die Kirchenordnungen immer mehr Möglichkeiten anbieten. 

Zweifel und Zuversicht

Eine Geschichte aus den ersten Tagen kirchlicher Reformprozesse

Von Dr. Peter Bukowski

Zur Predigt lese ich Johannes 20, 1-12 – eine Geschichte aus den ersten Tagen kirchlicher Reformprozesse.

Danach offenbarte sich Jesus abermals den Jüngern am See Tiberias. Er offenbarte sich aber so: Es waren beieinander Simon Petrus und Thomas, der Zwilling genannt wird, und Nathanael aus Kana in Galiläa und die Söhne des Zebedäus und zwei andere seiner Jünger. Spricht Simon Petrus zu ihnen: Ich will fischen gehen. Sie sprechen zu ihm: So wollen wir mit dir gehen. Sie gingen hinaus und stiegen in das Boot, und in dieser Nacht fingen sie nichts. Als es aber schon Morgen war, stand Jesus am Ufer, aber die Jünger wussten nicht, dass es Jesus war. Spricht Jesus zu ihnen: Kinder, habt ihr nichts zu essen? Sie antworteten ihm: Nein. Er aber sprach zu ihnen: Werft das Netz aus zur Rechten des Bootes, so werdet ihr finden. Da warfen sie es aus und konnten's nicht mehr ziehen wegen der Menge der Fische. Da spricht der Jünger, den Jesus liebhatte, zu Petrus: Es ist der Herr! Als Simon Petrus hörte, dass es der Herr war, gürtete er sich das Obergewand um, denn er war nackt, und warf sich ins Wasser. Die andern Jünger aber kamen mit dem Boot, denn sie waren nicht fern vom Land, nur etwa zweihundert Ellen, und zogen das Netz mit den Fischen. Als sie nun ans Land stiegen, sahen sie ein Kohlenfeuer und Fische darauf und Brot. Spricht Jesus zu ihnen: Bringt von den Fischen, die ihr jetzt gefangen habt! Simon Petrus stieg hinein und zog das Netz an Land, voll großer Fische, hundertdreißig. Und obwohl es so viele waren, zerriss doch das Netz nicht. Spricht Jesus zu ihnen: Kommt und haltet das Mahl! Niemand aber unter den Jüngern wagte, ihn zu fragen: Wer bist du? Denn sie wussten, dass es der Herr war.

I.

Davon lebt die Kirche, und so wird Kirchenreform in Gang gesetzt, dass wir gestern und heute und in Zukunft unter der Verheißung stehen: »Als es aber schon Morgen war, stand Jesus da« (V. 4).

Dabei macht gerade unsere Geschichte deutlich, wie ganz und gar die Gemeinde und die Kirche darauf angewiesen sind, dass Jesus jeden Morgen neu auf sie wartet. Denn das Bild, das uns von der noch jungen Gemeinde gezeichnet wird, ist abgründig. Man stelle sich das nur einmal vor: Hier sind die Säulen der Jüngerschaft beieinander: Simon Petrus, Thomas, die Zebedäussöhne, der Jünger, den Jesus liebhatte – im Ganzen sind es sieben, eine symbolträchtige Zahl, die gewiss ausdrücken soll, dass wir hier so etwas wie ein exemplarisches Stück Kirche vor Augen geführt bekommen. Aber was für ein Exempel bieten sie?! Zumal wenn man bedenkt, was sie gerade erst erlebt haben: die österlichen Erscheinungen, die Geistbegabung, die Aussendung, die Verleihung der Schlüsselgewalt – all das haben sie erlebt und was ist jetzt?! Nicht wahr, jetzt liegt eine unheimliche Tristesse über der ganzen Szene. Ich fühlte mich an die vier Geier aus Walt Disneys Dschungelbuch erinnert. Die hocken da 'rum, grau und mit hängenden Schultern, und irgendwann fragt einer: »Was fangen wir denn jetzt an?« Und ein anderer antwortet: »Schlag Du was vor.«

Petrus: »Ich will fischen gehen.« Die anderen: »Na, kommen wir halt mit.« Unheimlich trist. Nichts mehr von österlicher Begeisterung. Diese Gemeinde ist gleichsam absorbiert vom Sog des Alltäglichen. Mit Ernst Lange gesprochen ist ihr Glaube mundtot gemacht durch die Sprache der Tatsachen. Hier regt sich nicht mehr das Herz, sondern hier meldet sich der Magen. Und so betreiben die Jünger business as usual. »Ich will fischen gehen.« »Kommen wir halt mit.« Gemeinde, die einfach nur noch mit sich selbst beschäftigt ist. Und deshalb: *In dieser Nacht fingen sie nichts* (V. 3). In *dieser Nacht* – da klingt schon an, dass sie's morgen wieder versuchen werden und immer und immer wieder: routinisierte Trott, der einfach weitermacht.

Dieses Bild alltäglicher Tristesse – ich könnte auch sagen: mehr oder weniger gut organisierter Belanglosigkeit – begleitet die Kirche Jesu Christi als Schatten einmal mehr, einmal weniger deutlich bis auf den heutigen Tag. Man ist zusammen und doch merkt man selbst – und erst recht die

anderen – kaum mehr etwas von dem, was da tragen und aufleuchten und ausstrahlen müsste.

Ich greife ein wenig voraus; es gibt nämlich einen sicheren Maßstab, ob's mit der Gemeinde noch stimmt oder nicht. Jesus stellt die schlichte Frage: »Kinder, habt ihr nichts zu essen?« (V. 5). Und die Jünger müssen antworten: »Nein«. Liebe Schwestern und Brüder, dieser Frage wird sich die Kirche, wird sich jede einzelne Gemeinde durch die Zeiten hindurch stellen müssen. Habt Ihr 'was zu essen: Brot für die Hungernden, Gerechtigkeit für die, die Unrecht leiden, Bleibe für die Unbehausten, Trost für die Traurigen, Wärme für die erstarrten Seelen? Wie ist es bei Euch um Gottesbegegnung, Lebenserneuerung, Gemeinschaft bestellt? Habt ihr was? Eine lebendige Gemeinde ist daran zu erkennen, dass sie etwas hat, was nährt, dass man bei ihr satt wird. Und umgekehrt: um eine Gemeinde, die die Menschen hungrig lässt, muss man sich ernsthaft Sorgen machen.

Der Beginn unserer Geschichte zeigt deutlich: Die Kirche ist kein sich selbst erhaltendes System, welches, einmal ins Leben gerufen, für die eigene Lebendigkeit zu sorgen in der Lage wäre. Im Gegenteil, Kirche ist immer auch gefährdete Kirche, gefährdet von ihrer eigenen Vergesslichkeit und ihrer Verschllossenheit für die Gegenwart des Auferstandenen und deshalb bedroht vom Verderben.

II.

»Als es ... Morgen war, stand Jesus da« (V. 4).

Die Jünger wissen's noch nicht. Und es wird noch eine ganz Zeit brauchen, bis sie ihn erkennen. Sie haben ihn ja nicht erwartet. Und herbeigerufen haben sie ihn erst recht nicht. Und doch ist er da und durchbricht mit seiner lebendigen Gegenwart ihre Selbstabgeschlossenheit. Mag er den Jüngern noch verborgen sein, so ist es doch der »Morgenglanz der Ewigkeit«, der sich im neuen Tag ankündigt und der Nacht ihres vergeblichen Treibens ein Ende setzen wird.

»Er aber sprach zu ihnen...« (V. 6)

Der Auferstandene spricht die Seinen neu an. Anders gesagt: Die Erneuerung – neudeutsch: der Reformprozess – der Gemeinde vollzieht sich als heilsame Wende unter dem Wort. Sie beginnt mit neuem Hören und führt ins Gehorchen.

Es ist der Kirche immer schlecht bekommen, wenn sie vergessen hat, dass sie nur im Hören

auf Sein Wort Anschluss an ihre Lebensquelle behält. Wir sehen es ja inzwischen ein, dass die gewisse Bibelverschwiegenheit, die in den vergangenen Jahrzehnten in den evangelischen Landeskirchen herrschte – und mag sie als Reaktion auf einen erstarrten Traditionalismus noch so verständlich und im ehrlichen Bemühen um die Adressaten noch so gut gemeint gewesen sein – dass diese Bibelverschwiegenheit und mit ihr einhergehend die Selbstsäkularisierung aufs Ganze gesehen sich doch problematisch ausgewirkt hat, weil sie einen Trend, dem sie sich zu stellen versuchte, ihrerseits verstärkt hat.

Um die Jünger auf die Notwendigkeit des Hörens aufmerksam zu machen, arbeitet Jesus in unserer Geschichte mit einem Überraschungseffekt, ich könnte auch sagen, mit einem Element von Verrücktheit. Es heißt ja:

Werft das Netz aus zur Rechten des Bootes, so werdet ihr finden... (V. 6)

Manche Ausleger haben versucht, in diese Anweisung einen praktischen Sinn hineinzulegen: – Die rechte Seite sei die Glücksseite – als gehe es darum, die Arbeitsabläufe der Fischer zu optimieren. Ich glaube, umgekehrt wird ein Schuh daraus. Kein vernünftiger Mensch fischt bei Tage – ob zur linken oder zur rechten Seite spielt dabei keine Rolle. Die Pointe von Jesu Befehl liegt gerade darin, dass er nicht praktisch, dass er eigentlich ein bisschen verrückt ist. So verrückt wie Jesu Vorgehen auf der Hochzeit zu Kaana, wo der Speisemeister die Welt nicht mehr versteht: man serviert doch nicht zuerst den schlechteren Wein und dann den Guten... Und so verrückt wie fünf Brote und zwei Fische auszupacken und zu 5.000 Menschen zu sagen: »Setzen, jetzt gibt's was zu essen.« All diese Verrücktheiten wollen uns in Erinnerung halten, dass die Wendung zum Leben strikt an sein Wort gebunden ist. Er ist der Weinstock. Er ist das Brot des Lebens. Ohne ihn können wir nichts tun.

Allerdings: Zwar sprengt Jesus die Regeln der Pragmatik, aber er setzt sie nicht außer Kraft, und so bleibt es den Jüngern nicht erspart, wieder an die Arbeit zu müssen. Der Auftrag mag ungewöhnlich sein, aber sie müssen ihn erfüllen, sie müssen ran. Ich höre daraus die Mahnung: Macht euch darauf gefasst, dass euch der Ruf des Auferstandenen bisweilen seltsam oder weltfremd vorkommen mag. Das ist normal. In einer Welt und in einer Kirche, die nicht mehr mit Jesus rechnet, behält sein Wort immer ein Element der Fremdheit. Deshalb hat der Apostel Paulus mehrfach

darauf hingewiesen, dass es eine Verrücktheit gibt, derer wir uns nicht zu schämen brauchen. »Warum rennt Ihr immer noch in die Kirche?« »Was soll das ständige Sich-Einsetzen für andere?« »Wie, Du betest?« Sollen die Leute sich doch wundern! Sollen sie denken, wir hätten sie nicht alle! Wir wissen es besser – wenn und sofern unser Tun der Weisung des Auferstandenen folgt!

III.

... Da warfen sie es aus und konnten's nicht mehr ziehen wegen der Menge der Fische (V. 6).

Lasst uns diese Mutmacherfahrung nicht gering schätzen! Auf dem Hören und Gehorchen ruht Verheißung. Und Gott sei Dank gibt's in der Kirche nicht nur Mangel und Dürre, sondern auch die Erfahrung von Erfüllung und Fülle. Wer das leichthin abtut, wovon will der zehren, wenn neuer Mangel sich einstellt. Die Jünger jedenfalls halten den Ertrag ihres gehorsamen Tuns mit aller Kraft fest. Später werden sie genau nachzählen, und ihre urchristliche Statistik verzeichnet 153 Fische. In Worten: einhundertdreiundfünfzig! Eine Wahnsinnszahl, die gewiss die Fülle symbolisieren soll, denn exakt ebenso viele Fischarten kannte die antike Zoologie.

Liebe Schwestern und Brüder, lassen Sie uns im Wahrnehmen kirchlicher Wirklichkeit nicht in die protestantische Bescheidenheitsfalle tappen. Wer sich seiner Erfolge nicht freuen kann, der macht sich das Leben unnötig schwer und beleidigt den Heiligen Geist. Was soll der denn noch machen, wenn wir nie aufhören, an uns irgendwie herumzukunftern, anstatt uns je und dann an unseren gelungenen Werken, an Zeichen seines Segens schlicht zu freuen. Zu sagen: »Jawohl. Das haben wir mit Gottes Hilfe erreicht.« »Und« – jetzt füge ich ein für protestantische Ohren fremdes Wort hinzu – »darauf sind wir auch stolz – mindestens so stolz wie mediterrane Fischer auf ihren Fang!«

Wir haben da noch manches zu lernen, gerade auch, was unsere Predigten betrifft. Wenn ich etwa Predigten zum Thema Gerechtigkeit und Weltverantwortung höre oder nachlese – gerade wir Reformierten können hier ja ein besonderes Engagement an den Tag legen – so wird mir der Eindruck vermittelt, der Prediger habe es durch die Bank mit gerechtigkeitsvergessenen, selbstbezogenen, für die Leiden anderer unsensible Gesellen zu tun. Auf ihre Defizite werden die Gemeinden angesprochen. Zur Umkehr werden sie gemahnt. Das ist ja gewiss nötig. Aber ebenso angesagt wäre auch das andere, nämlich das viele

Positive und Gelungene aufzugreifen, beim Namen zu nennen, und die Gemeinden dafür ausdrücklich zu loben: Für die überzeugenden Beispiele von Achtsamkeit, von Solidarität, von ökumenischer Gemeinschaft über Kontinente hinweg; es wäre dafür zu danken, dass Gemeinden und Kirchen sich diese Gemeinschaft etwas kosten lassen und auch in Zeiten, wo sie finanziell selbst unter Druck geraten, in dieser Hinsicht verlässlich bleiben. Liebe Schwestern und Brüder, das Kompliment ist ein unverzichtbares Element prophetischer Predigt. Der Apostel Paulus wusste das. Er, der doch wahrlich nicht zimperlich ist mit seiner Kritik, kann mit gleicher Inbrunst loben: *Wir danken Gott alle Zeit für euch alle...und denken ohne Unterlass vor Gott, unserem Vater, an euer Werk im Glauben und an eure Arbeit in der Liebe und an eure Geduld in der Hoffnung auf unseren Herrn Jesus Christus (1.Thess 1,2f.).*

Gewiss: Wir haben auch viel Grund zu kritischer Selbstbesinnung. Aber dass wir darüber bitte nicht unseren Reichtum schmälern oder kleinreden! Immerhin: Am Schluss der Geschichte dürfen die Jünger von ihrem Reichtum mit zum Tisch des Herrn bringen (V. 10). Jesus würdigt den Ertrag ihrer Arbeit als willkommene Beigabe. Und darum noch einmal: Freuen wir uns an dem, was uns gelingt!

IV.

Da spricht der Jünger, den Jesus liebhatte, zu Petrus: Es ist der Herr! (V. 7)

Ich halte die Reihenfolge für äußerst bemerkenswert, dass nämlich die Erkenntnis des Glaubens dem äußeren Tun folgt und nicht etwa vorangeht. Erst hören die Jünger neu hin, dann gehorchen sie, d.h. sie tun, was ihnen geraten wird, bis am Ende schließlich ihr Herz erreicht wird. Ich betone das, weil uns Protestanten die andere Reihenfolge so viel geläufiger ist: Du musst nichts tun, nur glauben, dann folgen die Werke von allein; der Weg geht gleichsam von innen nach außen. Unsere Geschichte zeigt, dass der Weg *auch* in die andere Richtung führen kann: vom Äußeren zum Inneren. Ich glaube, wir Protestanten müssen gerade die Äußerlichkeit wiederentdecken. Ich habe als Kind noch gelernt, man erkenne die Katholiken daran, dass sie das Vaterunser so schnell beten würden, und das läge eben daran, dass sie es ja nur äußerlich hersagen würden (Rosenkranz-Beten und so), während wir Evangelischen halt innerlich dabei wären. Nur, was folgte daraus, wenn das Innerliche nicht mehr dabei war? Dann ließ man es ganz sein – »Was soll ich

noch beten, wo ich doch nichts mehr damit anfangen kann, das wär' dann ja doch *nur* äußerlich.« Heute hat die Vernachlässigung des vermeintlich Äußeren so weit geführt, dass unter uns Protestanten kein Konsens mehr besteht bezüglich der Notwendigkeit der Sonntagsheiligung. Auf politischer Ebene, da setzen wir uns für den arbeits- und verkaufsfreien Sonntag ein. Man kann nur hoffen, dass die Leute nicht mitkriegen, wie sehr wir selbst an dieser Stelle verlottert sind, wo auch bei hauptamtlich in der Kirche arbeitenden, auch bei Pastorinnen und Pastoren, auch bei Religionslehrerinnen und auch bei Professoren der Theologie der sonntägliche Gottesdienstbesuch alles andere als selbstverständlich ist. Da kann ein Berufsschulpfarrer ungestraft sagen: Ich gehe nicht in die Kirche, denn der Sonntag ist mir heilig; den verbringe ich mit meiner Familie. Ich glaube wir müssen heute ganz auf der Linie unseres Textes gerade von solchen Kirchen lernen, die das Äußere mehr wertschätzen. Wer weiß denn, ob die Jünger irgendetwas gefühlt oder auch nur groß gedacht haben. Sie haben das Gebotene zunächst nur eben getan, vielleicht sogar mechanisch. Aber im Tun machen sie schließlich eine neue, überwältigende Erfahrung, die ihr Herz erreicht und zum Glauben führt: *Es ist der Herr!* (V. 7)

V.

Und wo das geschieht, entsteht sogleich lebendige Gemeinde.

Als Simon Petrus hörte, dass es der Herr war, gürtete er sich das Obergewand um, denn er war nackt, und warf sich ins Wasser. Die andern Jünger aber kamen mit dem Boot... (V. 7f.)

Es entsteht lebendige Gemeinde und mit der Lebendigkeit wird's gleich ökumenisch, denn der Wege, den Glauben zu leben, sind immer mehrere. Petrus zieht sich etwas spontihaft, um nicht

zu sagen: schwärmerisch die Badesachen über, hechtet in den See und schwimmt dem Herrn entgegen, und die anderen bleiben stetig bei der Arbeit, kümmern sich in Ruhe um den Fang und bringen ihn sicher an Land.

Liebe Schwestern und Brüder, beides ist da, beides darf sein und beides hat sein Recht: das Vorwärtsdringende und das Bewahrende; das, wenn ich einmal so sagen darf, Ausgeflippte und das Gutbürgerliche, das ungeduldig Drängende und das Stetige, das Charismatische und das die Tradition bewahrende. Wer lebendige Kirche will, der hat sich, ob er es will oder nicht, für die Vielfalt entschieden. Der muss wollen, dass es Kirche im Plural gibt, und eine Buntheit und Vielfalt der Glaubensweisen! Denn auf beide wartet der Auferstandene zu und zu beiden sagt er: *Kommt* (V. 12). Und übrigens sollten sich beide für Überraschungen offen halten, denn es ist ja interessant: Der Jünger, der Jesus als erster erkannt hatte, blieb beim Fang, und der sich als erster weggemacht hatte, zieht das Netz ans Land: österlich Komplementarität.

Damit kommen wir ans Ende der Geschichte. Ruhe kehrt ein. Am Anfang hatten die Jünger sich um ihr Wohlergehen gesorgt. Jetzt wartet der Auferstandene schon auf sie, er hat längst den Tisch gedeckt, um sie zu stärken an Leib und Seele.

So, liebe Schwestern und Brüder, wandert die Kirche durch die Zeit. Oft unruhig und getrieben und im Nutzlosen sich verlierend; aber dann zieht der neue Morgen herauf und Jesus steht da und begegnet den Seinen im Wort. Und hörend werden wir auf den Weg gebracht. Und wenn wir tun, was er sagt, dann wird unsere Arbeit gesegnet sein und Frucht bringen, und neuer Glaube wird wachsen und lebendige Gemeinschaft in der Gegenwart dessen, der den Seinen zuruft: Kommt, denn es ist alles bereit. Amen. 

Zusammenfassung und Ergebnissicherung

Beobachtungen aus den Arbeitsgruppen

Gruppe 1 / Von Martin Dutzmann

»Der Beitrag der Theologie in den gegenwärtigen kirchlichen Herausforderungen«, so heißt das Thema dieser Tagung. Ich hatte die Aufgabe, den Prozess des Denkens und Debattierens zu beobachten und habe mich gefragt: Welchen Beitrag erwarte ich eigentlich als einer, der Mitverantwortung in einer Kirchenleitung trägt? Was erwarte ich von wissenschaftlicher Theologie?

In diesen Tagen sind *vier* Antworten gewachsen.

Ich erwarte *erstens*, dass die wissenschaftliche Theologie uns, die wir Kirche zu leiten haben, warnt, wenn wir – von äußerem Druck dazu genötigt – besonders auf das Mach- und Gestaltbare in der Kirche achten. Wilfried Härle hat das getan, als er seinen Aufsatz in »Zeitzeichen« veröffentlichte und seine Anfragen am Freitagabend vertiefte. Ich denke, das hat uns gut getan. Allerdings habe ich da auch eine Rückfrage: Was heißt denn das konkret: »Gelassene Aktivität?« Und: »Aktive Gelassenheit?« Wie hätte das Impulspapier unter dieser Voraussetzung denn aussehen müssen? Oder war die Voraussetzung gar gegeben? Oder hätte überhaupt kein Impulspapier erscheinen sollen? Aber wie hätte man dann einen Prozess der Veränderung in Gang bekommen? Geholfen hat mir, dass wir am Freitagabend die Kategorien »Erfolg« und »Segen« zueinander in Beziehung gesetzt oder es jedenfalls versucht haben.

Ich erwarte von der wissenschaftlichen Theologie *zweitens*, dass sie uns, die wir Kirche zu leiten haben, *Wahrnehmungs- und Verstehenshilfe* ist. Das habe ich besonders in dem Referat von Jan Hermelink und der sich anschließenden Diskussion erfahren. Ich muss das sicher noch einmal nachlesen, aber ich ahne, dass es mir hilft, mich nicht an falschen Stellen zu ärgern und aufzureiben, vor allen Dingen aber theologisch sprachfähig zu werden.

Ich erwarte von der wissenschaftlichen Theologie *drittens*, dass sie uns theologisch *berät*, wenn wir in Aporien geraten. Peter Bukowski hat eine solche Aporie markiert und wir haben davon gestern Nachmittag in dem Referat von Herrn Eberts gehört. Wenn es stimmt, dass die parochiale Struktur die Exklusion von Gemeindegliedern bedeutet, dann tun wir nicht mehr, was nach Barmen VI unser Auftrag ist. Wir verkündigen das Evangelium nicht mehr »*allem Volk*«. Dann aber stellt sich die Frage, was wir denn tun müssen, damit das wieder möglich wird. Müssen wir Leitungsstrukturen ändern? Doch wie kann das gehen? Was ist verantwortbar und was nicht? Müssen wir Barmen III neu buchstabieren? In diesen Fragen brauchen wir Ihre Expertise.

Und schließlich *viertens*: Ich erwarte von der wissenschaftlichen Theologie, dass sie *inspiriert*. Dass sie provoziert und frech eigene Akzente setzt. Bei Herrn Gutmann habe ich davon etwas gespürt, aber ansonsten waren es eher die jeweils zweiten Referenten dieser Tagung, die das geleistet haben.

»Der Beitrag der Theologie in den gegenwärtigen kirchlichen Herausforderungen«. Vertreterinnen und Vertreter der akademischen Theologie haben auf dieser Tagung ihren Beitrag geleistet. Sie haben das in einer Atmosphäre nicht des Belehrens oder gar des Abkanzeln, sondern in einer Bewegung gemeinsamen Suchens und Fragens getan. Dafür bedanke ich mich. Ich gehe jetzt wieder fröhlich an mein Werk, freue mich aber auf die Dokumentation dieser Tagung. Denn für jemanden, der das stundenlange, konzentrierte Zuhören nicht mehr gewohnt ist, war manches so komplex, dass es noch einmal nachgelesen werden muss. Am Freitagabend habe ich gelernt, dass ich einen Interleukin-6-Wert habe und verstanden, dass dieser Wert bei zufriedenen Menschen besonders niedrig ist. Ich habe zwar heute noch nicht gemessen, aber mein Interleukin-6-Wert scheint am Ende dieser Tagung sehr niedrig zu sein. Dankeschön!

Gruppe 2 / Von Isolde Karle

Wir alle wünschen uns eine Kirche, die sich zu verbessern sucht, die selbstkritisch ist. Wir wünschen uns Pfarrerinnen und Pfarrer, die lebensnah und theologisch substanziell zu predigen wissen, die seelsorgerlich empathisch sind und gleichzeitig als geistliche Figuren erkennbar sind, Pfarrerinnen und Pfarrer, die in Bildungsprozessen das Erbe der Aufklärung nicht verleugnen und überzeugend in christliche Grundvorstellungen einführen. Wir wünschen uns bunte Gemeinden und vielfältige Begegnungsmöglichkeiten mit einer attraktiven Kirche.

Zugleich haben wir unterschiedliche Vorstellungen davon, wie all dies zu erreichen ist und ob und inwiefern es hier überhaupt um Prozesse geht, die gezielt hervorgebracht werden können. Vier Punkte:

1. Wir haben viel von Organisation geredet. Entscheidend scheint mir zu sein zu klären, welches Verständnis von Organisation wir haben. Der Begriff der Organisation ist in den letzten Jahren in der Organisations- und Managementlehre erheblich weiterentwickelt worden ist. Herkömmlich wird Organisation nach einem top-down-Modell verstanden, bei dem von oben nach unten bestimmt werden kann. Alternativ dazu kann man Organisation als ein Netzwerk verstehen, das gezielt Irritationsressourcen »von unten« in die Hierarchie einbaut, weil man weiß, dass die Zentrale in einem spezifischen Sinne tatsächlich ahnungslos ist.

Was also kann Organisation überhaupt leisten? In welchen Hinsichten ist Organisation in der spätmodernen Organisationsgesellschaft unverzichtbar? Wo liegen zugleich ihre Grenzen? Was kann sie nicht? Was lässt sich aus Organisationsperspektive sehen und was nicht? Kann eine Organisation mit ihren Vorgaben die Interaktion vor Ort überhaupt wirksam steuern? Oder sind hier neben manchen Orientierungsgewinnen auch Konflikte zu erwarten, weil Organisation und Interaktion unterschiedlichen Logiken folgen? Organisation basiert auf formalen Strukturen, interaktive Begegnungen sind hingegen meist informell. Organisation lebt von der Kontrollierbarkeit von Abläufen, Interaktionen im Sinne von Beziehungen basieren hingegen auf Vertrauen. Beides braucht die Kirche, aber es ist nicht beides ohne weiteres aufeinander zurückzuführen.

2. Es war mehrfach vom Führungsproblem in der evangelischen Kirche die Rede. Wie ist dieses zu lösen? Durch mehr Führung und mehr Zugriff der Organisation auf die Professionellen? Oder durch ein organisatorisches Handeln, das individuelle Begabungen und Fähigkeiten an den vielen Stellen, an denen Kirche erfahrbar wird, wahrnimmt und zu fördern sucht?

Neue Modelle der Unternehmensberatung weisen darauf hin, dass Vertrauen in Organisationen (auch in wirtschaftlichen Unternehmen) die weiterreichende Strategie ist als das organisierte Misstrauen. Es gibt Alternativen zur »Wenn du dich nicht steigerst, dann müssen wir kürzen«-Strategie. Es gibt Modelle, die statt auf extrinsische Motivation mit ihren Belohnungs- und Bestrafungsmechanismen auf intrinsische Motivation setzen. Extrinsische Motivation kann intrinsische Motivation regelrecht zerstören, weil sie die Aufmerksamkeit von der Sache, der man doch eigentlich dienen wollte – und will – weglenkt.

Die hohe intrinsische Motivation ist das wertvollste Gut der Kirche. Es ist deshalb genau zu überlegen, wie eine Organisationsleitung vorzugehen hat und wie eine Personalentwicklung aussehen müsste, die die Zerstörung der intrinsischen Motivation verhindert, sie vielleicht sogar fördert.

Ich komme auf das Beispiel auch deshalb, weil an den Universitäten gegenwärtig zu beobachten ist, wie genau dies geschieht: wie intrinsische durch extrinsische Motivation tendenziell ersetzt wird – sei es auf Studierendenseite durch die Jagd nach Creditpoints oder auf Forscherseite durch die Jagd nach Drittmitteln. Die Folgeschäden, die damit einhergehen, sind mit Geld überhaupt nicht aufzuwiegen.

3. Zum Thema der Tagung: »Der Beitrag der Theologie in den gegenwärtigen kirchlichen Herausforderungen.« Was ist der Beitrag der Theologie? Das Gespräch zwischen der akademischen Theologie und der Kirchenleitung macht nur Sinn, wenn Kirchenleitende sich mit einer gewissen Neugier der wissenschaftlichen Skepsis und dem Bemühen um Differenzierungen aussetzen. Kirchenleitende müssen ständig entscheiden und sie müssen den Kopf hinhalten für ihre Entscheidungen. Eine Tagung wie diese könnte der Raum dafür sein, sich, entlastet vom täglichen Handlungs- und

Entscheidungsdruck, von wissenschaftlichen Beobachtungen irritieren zu lassen, nachzudenken, abzuwägen und dabei auch zu überlegen, dass diese oder jene Reform womöglich nicht nur die erhofften Gewinne, sondern auch Verluste mit sich bringt.

Wir haben das in unserer Gruppe am Beispiel des Umgangs mit Geld in der Kirche diskutiert – konkret an dem Vorschlag, dass Bestattungen von Ausgetretenen einzeln abgerechnet werden sollten. Die Pragmatiker meinten, das sei überhaupt kein Problem, andere sahen hier Verluste, die die Frage des Vertrauens, des Berufsethos, die die Sache des Evangeliums selbst berühren. Wir brauchen dieses Gespräch. Mir wäre dabei insbesondere wichtig, und auch damit nehme ich Ergebnisse unserer Kleingruppendiskussion auf, nochmals differenzierter als es hier geschehen ist, über die Bedeutung und Vielfalt von Gemeinde für die gelebte Kirchlichkeit nachzudenken.

renzierter als es hier geschehen ist, über die Bedeutung und Vielfalt von Gemeinde für die gelebte Kirchlichkeit nachzudenken.

4. Eine letzte Beobachtung, die direkt daran anschließt: Der Sinn dieser Tagung war nicht immer so klar, wie der Titel des Symposions suggeriert. Meiner Wahrnehmung nach haben wir uns nicht leicht getan mit den unterschiedlichen Referenzsystemen von akademischer Theologie und Kirchenleitung. Jedes Referenzsystem ist von seiner eigenen Rationalität und seiner eigenen Beobachtungs- oder Handlungslogik bestimmt. Deshalb ein Wunsch am Ende: Ich denke, es ist für beide Seiten wichtig, solche Begegnungen zu haben und sich wechselseitig konstruktiv irritieren zu lassen. Die Kommunikationskultur ist dabei allerdings noch steigerungsfähig.

Gruppe 3 / Von Christoph Anders

Zunächst zwei kleine Vorbemerkungen:

Die erste: Als jemand, der in einem kirchlichen Werk leitende Verantwortung trägt, nämlich im Evangelischen Missionswerk in Deutschland (EMW) mit Sitz in Hamburg, stehe ich gleichsam zwischen Kirchen leitendem und akademisches Tun, damit in einer Position, die von einem anderen Ort das Reformgeschehen zu beobachten versucht und begleitet.

Die zweite: Ich habe meinen Auftrag ausdrücklich als begrenzt verstanden. Es soll der Versuch gemacht werden, vor allem die Diskussionslinien aus der Kleingruppe, in der wir gearbeitet haben, noch einmal nachzuzeichnen, die dort gelaufenen Prozesse hier vorzustellen. Also die Beschränkung auf einige Beobachtungen, in der Hoffnung, dass diese für die gesamte Tagung bzw. für die anderen Gruppen erhellend sein können.

Nun zur Sache selbst. Die Basis der Beobachtungen ist schmal: dreimal eine Stunde mit 15 bis 20 Wortbeiträgen. Daraus etwas zu synthetisieren ist riskant und kritisierbar.

Wirklich beeindruckt war ich von der Art und Weise des Respekts vor den unterschiedlichen Referenzrahmen, die da zum Tragen kamen. Die Erwartungen waren explizit hoch, man hat genau aufeinander gehört und Respekt und Achtung vor den unterschiedlichen Annäherungsweisen an das Thema haben die Debattengänge geprägt.

Dazu gehörte ein weiterer etwas überraschender Umstand, nämlich dass es wenig polemisch zugeing, wenig Streit gegeben hat. Das gilt auch dort, wo Schmerzpunkte benannt wurden (z. B. das behauptete Theologiedefizit im Impulspapier, die vermeintlichen Ahnungslosigkeiten der Zentrale, das angebliche Scheitern des Parochialprinzips). Die Art und Weise, wie hier formuliert und geantwortet wurde – das war in einer für mich sonst nicht oft zu hörenden Weise getragen von gegenseitigem Respekt, von dem Wunsch, schwierige Begrifflichkeiten miteinander in Beziehung zu setzen und ernsthaft klären zu wollen.. Dies verdient aus meiner Sicht auch deshalb Erwähnung, weil manchmal der Tonfall in der Reformdebatte ein anderer ist. Dort entsteht eher der Eindruck: »Ich habe hier schon fertige Antworten und weiß, wie wir Reformen umsetzen können.« Das gemeinsame Fragen, das gemeinsame suchen nach Wegen, wie es in unserer Kirche weitergehen kann, war sehr erfreulich.

Eine Frage hat sich im Laufe der drei Sitzungen für mich ins Zentrum gestellt. Im Impulspapier ist jedenfalls da, wo die gegenwärtige Situation analysiert wird, ein nachdrücklicher Ton zu hören – und der ist auch diskutiert worden. Er wird begründet durch ziemlich deutliche Zahlen und Daten, die die Ernsthaftigkeit der Lage unterstreichen. Das Ergebnis: Hier muss jetzt was getan werden, so wie bisher kann es wirklich nicht weitergehen (Trendwende, Mentalitätswechsel, konkrete Zielvorgaben etc.)

In unserer Diskussion hatte ich demgegenüber den Eindruck, dass diese Dringlichkeit, diese Dramatik in den Beiträgen selten zu spüren gewesen ist. Man hat mit einer größeren Ruhe, mit einer gewissen – ich will jetzt nicht sagen: aktiven – Gelassenheit argumentiert. Jener Ton aus dem Impulspapier hat dabei insgesamt keine starke Resonanz gefunden. Ich mache diese Beobachtung nur an einem Beispiel fest: Es war sinngemäß immer mal wieder zu hören: »Dieses Thema haben wir schon vor 30 Jahren unter jener Begrifflichkeit diskutiert. Heute kommt es so oder so daher und wir diskutieren es unter folgendem Zugang«. Meine Frage lautet: Handelt es sich wirklich nur um die Wiederkehr von schon geführten Diskussionen, jetzt unter anderem Etikett, mit neuen Begrifflichkeiten? Oder ist es nötig, dass wir an bestimmte aktuelle Probleme aufgrund ihrer stark veränderten Qualität in ganz neuer Art und Weise herangehen?

Auffällig war in diesem Zusammenhang, dass sich der Drang, herauszukommen aus dem Ausleuchten von Spannungsfeldern hin zu Konkretion unter den gegebenen Rahmenbedingungen nicht wirklich entfalten konnte. Wenn man Zeit hätte – und ich würde ausdrücklich für eine vertiefende Weiterführung der Debatten in einer ähnlichen Konstellation plädieren – dann wären vielleicht auch konkretere Vorgaben in die Gruppen zu geben. Der Bezug zum real begonnenen Reformprozess sollte dann deutlicher werden. Und dabei wäre es aus meiner Sicht wichtig, dass all das, was nach dem Impulspapier im Reformprozess an direkten Umsetzungen schon geschehen ist – z.B. durch die Konzeption der Kompetenzzentren – dass man darüber ins kritisch-reflektierende Gespräch kommt.

Ansonsten bedanke ich mich für die Möglichkeit der Teilnahme an diesem wichtigen Treffen. 

Impulse und Anstöße des Symposions

Von Thorsten Latzel

I. Zur Beziehung von Theologie und Kirchenleitung allgemein

1. Der Theologie kommt – im Anschluss an Schleiermacher (Kurze Darstellung, §5) – die zentrale Orientierungsfunktion für eine ihrem Auftrag gemäße und in sich stimmige Kirchenleitung zu. Daher braucht es eine fortlaufende Pflege und Weiterentwicklung geeigneter Kommunikationsweisen, in denen sich Kirchenleitung, universitäre Theologie und nicht-universitäre Theologie mit einander austauschen können.

2. Eine Frage für die Entwicklung dieser Kommunikationsweisen aus Sicht der Kirchenleitung ist zum einen, ob und wie die spezifischen Wahrnehmungen und konkreten Herausforderungen der Kirchenleitung in der Theologie aufgenommen, rezipiert und reflektiert werden. Die aktuelle Perspektive der Kirchenleitung angemessen zu realisieren, bedeutet keine Infragestellung wissenschaftlicher Unabhängigkeit bzw. »hierarchische« Vereinnahmung.

3. Zum anderen stellt sich damit die Frage, welche »geistlichen Emotionen« von der Theologie

für die Kirchenleitung ausgehen. Es besteht mitunter die Gefahr einer »differenzierenden Verunsicherung«, welche die Entscheidungs- und Sprachfähigkeit von Kirchenleitung nicht befördert, sondern hemmt. Es bedarf einer »geistlichen Ermutigung«, die zur Wahrnehmung und Ausübung kirchenleitender Verantwortung hilft und bestärkt. Gerade angesichts einer für die evangelische Kirche kennzeichnenden Teilhabe von Laien an der Kirchenleitung schließt dies eine verständliche und anschlussfähige Kommunikationsweise ein.

4. Die Orientierungsfunktion der Theologie für eine auftragsgemäße und in sich stimmige Kirchenleitung vereint daher verschiedene Aspekte in sich: ein ermutigendes Impulsgeben, eine klärende Konfliktbearbeiten, eine orientierende Ursprungserinnerung, eine konstruktiv-kritische Begleitung. Demgegenüber bleibt die Haltung eines rein kritisch-analytischen Problematisierens ebenso defizitär wie die eines rein legitimistisch affirmierenden Begründens.

II. Zum Verhältnis von Gottes-Werk und Menschen-Werk

5. Eine kirchenleitende Haltung, die der rechtfertigungstheologischen Verhältnisbestimmung von Gottes-Werk und Menschen-Werk entspricht, ist die der »gelassenen Aktivität« bzw. »aktiven Gelassenheit«. Wir sollen arbeiten, als ob alles Beten nichts nützt, und beten, als ob alles Arbeiten nichts nützt (Luther). Dies wendet sich kritisch sowohl gegen reformerische Angestrengtheit und Verkrampftheit als auch gegen eine »frömmelnde Häresie«, welche die menschliche Verantwortung durch Verweis auf den Heiligen Geist übergeht. Weiter zu klären ist, welche konkreten Folgen diese Haltung für die Gestaltung des aktuellen Prozesses »Kirche im Aufbruch« hat.

6. In der Hoffnung auf Gottes Wirken im Vollzug der Kirchenleitung spiegelt sich, welche Verheißung von Gottes Wirken die Kirche an den Menschen zu vermitteln hat. Kirchenleitung ist so selbst ein Akt der kirchlichen Verkündigung und Zeugnis gelebten Glaubens (»Kirche leiten, als ob es Gott gibt«). Die geistlich-theologische Herausforderung, mit Gottes Wirken im Weltgeschehen zu rechnen und es darin zu verstehen, bedarf einer entsprechenden Einübung in Blick auf die Kirchenleitung. Leitlinien dafür ist die reformatorische Verbindung von Alleinwirksamkeit Gottes und Ruf zur Mitwirkung des Menschen.

7. In Bezug auf das »Wachstum von Kirche« wird in dieser Hinsicht die Bedeutung des Gebets unterstrichen wie der geistliche Mut zur existenziell orientierenden Botschaft – auch auf Gefahr des

geistlichen Irrtums hin. Dies steht einer »Kultivierung der Skepsis« (nicht dem Aushalten existenzieller Skepsis!) entgegen und auch einer Gleichgültigkeit gegenüber Kernbeständen christlichen Glaubens bei den eigenen kirchlichen Mitarbeitenden.

8. Umgekehrt muss auch mit einem Zusammenhang zwischen der Distanzierung von Menschen gegenüber ihrer Kirche und der geistlich-theologischen Distanzierung kirchlicher Mitarbeitender von der Vorstellung eines Wirkens Gottes im Weltgeschehen bzw. einer diesbezüglichen Sprachlosigkeit gerechnet werden. In den Organisationsproblemen der Kirche zeigen sich so ein theologisches Sprachproblem und ein damit eng verbundenes geistliches Sachproblem.

9. Die rechtfertigungstheologische Verhältnisbestimmung von Gottes- und Menschen-Werk bestimmt auch die Legitimität und die Grenzen der Rede von kirchlichem Erfolg. Dabei kann es weder um eine »Baalisierung«, die jegliche Form kirchlichen Wachstums unmittelbar als »pralle Trauben« des Segen Gottes versteht, noch geht es um eine Ideologisierung kirchlichen Misserfolgs als »rechtfertigungstheologische Rosinen«. Es ist – im Anschluss an reformatorische Theologie – vielmehr die freie Selbstbindung des Geistes Gottes an das äußere Wort, welches dem kirchlichen Wachstum seinen Wert verleiht, insofern durch das kirchliche Wachstum der Wirkbereich des äußeren Wortes wächst.

III. Zum Verhältnis von Organisation und Institution

10. Die Beschreibung der Kirche mit Hilfe eines einzigen Modells als »Organisation« oder »Institution« ist unzureichend, da jedes Modell nur bestimmte Aspekte wahrnehmen lässt. Beide Betrachtungsweisen sind notwendig und bedürfen zudem weiterer Perspektiven wie etwa der Gemeinschaft, der Bewegung u.a. Der Konflikt der mit beiden Modellen verbundenen Logiken ist dabei der Grenzfall, nicht der Ausgangspunkt. Zugleich ist gerade im Blick auf den in der aktuellen Diskussion stark gebrauchten Organisationsbegriff zu klären, welches der sehr unterschiedlichen Organisationsverständnisse damit verbunden ist und inwiefern sich der jeweilige Ansatz für das Verständnis von Kirche eignet bzw. nicht.

11. An Stelle einer Gesamtklassifikation der Kirche als Institution und/oder als Organisation (mit der Gefahr einer »übertriebenen Verwesentli-

chung«) erweist es sich als hilfreicher, den Blick auf bestimmte kirchliche Prozesse zu lenken und zu schauen, was eine organisatorische bzw. institutionelle Perspektive mit ihrer je eigenen Logik für deren Wahrnehmung und Gestaltung austrägt. Beide sind Mittel, nicht Zweck.

Die Frage im Blick auf die aktuelle Steigerung der Organisationsmäßigkeit bestimmter kirchlicher Handlungsvollzüge ist daher, welche Chancen und Risiken sie in sich birgt. Die Alternative zu einer gestiegenen Organisationsmäßigkeit der Kirche ist zumindest nicht ein höheres Maß an kirchlicher Ursprünglichkeit (»Jesus-Bewegung«), sondern institutioneller Behördenmäßigkeit. Auch die entsprechenden Rückmeldungen der Mitglieder sind keineswegs einhellig im Sinne eines Modells zu verstehen (»Kirche soll ganz anders sein«, »Kirche soll professionell sein«)

12. Zentrale Herausforderungen und Chancen im Blick auf die Organisationsmäßigkeit kirchlichen Handelns sind zum einen die Förderung einer kirchlichen Leitungs- und Führungsstruktur, welche dem evangelischen Verkündigungsauftrag dient, kirchliche Machtstrukturen transparent, vertrauenfördernden und verantwortlich gestaltet und zugleich der Gefahr einer Hierarchisierung entgegenwirkt. Eine vorhandene innerkirchliche »Machtphobie« führt faktisch zur Verunklärung von Leitungs- und Verantwortungsstrukturen. Zum anderen geht es um die Offenheit und Integrationsfähigkeit für kirchliche Veränderungsimpulse. Die Organisationsmäßigkeit kirchlichen Handelns ermöglicht (gerade in Zeiten intensiver kirchlicher Reformen) die Rezeption bestimmter Veränderungsimpulse, zugleich wird auf die Möglichkeit einer Abwehr von spontanen, nicht organisationslogisch kompatiblen Veränderungsimpulsen hingewiesen.

13. Mit der Organisationslogik hängt die Frage nach einem klaren, wieder erkennbaren und gemeinsamen Profil zusammen (»Marke evangelisch«). Dies ist gerade im Kontext der Kommunikationsregeln einer immer stärker medial bestimmten kirchlichen Umwelt von Bedeutung. Hier spielen verschiedene Aspekte einer »Marke« eine wichtige Rolle – etwa Emotionalität (Wie fühlt sich evangelisch an z.B. als Gefühl von Freiheit, Gelassenheit, Mut?), Wieder-Erkennbarkeit (Was ist das gemeinsame über das je Individuelle hinaus?), Vertrauensbasis (Welche Qualität verbindet sich damit?), Wendung hin zum Menschen, Marke als Plattform, Partizipations- und Identifikationsmöglichkeit (»Produktstolz«). Als Grenze bzw. Gefahr werden hier Ideologie-Anfälligkeit und kommunikative Verundeutlichung benannt, die aber die vorhandenen Kontaktflächen gerade nicht in Frage stellen.

IV. Zum Verhältnis von Versammlung der Gläubigen und offener Gesellschaft

14. Mit den unterschiedlichen Bestimmungen der Kirche als Institution, Organisation, Bewegung u.a. verbinden sich sehr verschiedene Modelle der Inbeziehungsetzung von Kirche und Gesellschaft, von Gesellschaftsansätzen insgesamt. Im Blick auf die Organisationsgestalt von Kirche (s.o.) werden dabei als kritische Aspekte benannt: das fehlende »Empowerment« der Basis, die Fremdfaszination von Macht/Geld, die Gefahr der Umkehrung der Mittel-Zweck-Relation und eine damit einhergehende Defokussierung. Dahinter steht das – aus einer Perspektive – als Gefahr gesehene Bild einer durch radikale Ökonomisierung bedrohten offenen Gesellschaft.

15. Eine im Kontakt zu ökumenischen Geschwistern virulente Frage ist (im Sinne einer revers mission), wie sich die Reflexionsfähigkeit der evangelischen Kirche aus der Traditionsfamilie der euro-

päischen Volkskirchen mit der offenen Lebendigkeit (etwa charismatisch, pfingstlicher, pentekostaler Kirchen) verbinden lässt. Es geht um eine volksskirchliche Missionsfähigkeit, die Profil und Pluralität, Wachstum und Weite in einer protestantischen (d.h. an Schrift und Bekenntnis orientierten) Weise zu verknüpfen vermag.

16. Im Verhältnis von Mission und Milieu werden sehr verschiedene Akzente gesetzt – je nachdem ob stärker transzendierende (»nicht Jude noch Grieche«) oder inkulturierende Gesichtspunkte (»den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche«) betont werden. Fraglich erscheint dabei, ob das Evangelium selbst ein Milieu generiert, oder vielmehr die Kirche bestimmte Binnenmilieus ausbildet, die mit der Offenheit bzw. Abgeschottetheit gegenüber bestimmten allgemeinen Milieus einhergeht. 

Anhang**Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter****Christoph Anders**

Pfarrer, Direktor des Evangelisches Missionswerks in Deutschland (EMW), Hamburg

Dr. Peter F. Barrenstein

Selbstständiger Unternehmensberater / Aufsichtsrat; vom Rat der EKD berufenes Mitglied der 10. Synode der EKD, München

Dr. Jens Beckmann

Wissenschaftlicher Mitarbeiter, Institut für Ev. Theologie, Technische Universität, Dresden

Prof. Dr. Dr. h.c. Michael Beintker

Direktor des Seminars für Reformierte Theologie an der Westfälischen Wilhelms-Universität, Münster

Petra Bosse-Huber

Vizepräsident der Evang. Kirche im Rheinland, Düsseldorf

Renke Brahms

Pastor, Schriftführer in der Bremischen Evangelischen Kirche, Bremen

Dr. h.c. Peter Bukowski

Pfarrer, Direktor des Seminars für pastorale Aus- und Fortbildung; Moderator des Reformierten Bundes, Wuppertal

Dr. Martin Dutzmann

Landessuperintendent der Lippischen Landeskirche; Evangelischer Militärbischof im Nebenamt, Detmold

Prof. Dr. Dr. Michael N. Ebertz

Fachbereich: Soziale Arbeit; Prorektor an der an der Katholischen Fachhochschule – Hochschule für Sozialwesen, Religionspädagogik und Pflege, Freiburg

Prof. Dr. Thomas Erne

Fachgebiet: Praktische Theologie und Religionspädagogik; Direktor des Instituts für Kirchenbau und kirchliche Kunst der Gegenwart, Philipps-Universität, Marburg

Claudia Fischer-Appelt

Ehem. Geschäftsführerin Litalux GmbH, Kom-

munikationsdesignerin / Fachgebiet Markenführung, Hamburg

Dr. Thies Gundlach

Oberkirchenrat, Leiter der Abteilung Kirchliche Handlungsfelder im Kirchenamt der EKD, Hannover

Prof. Dr. Hans M. Gutmann

Lehrstuhl für Praktische Theologie mit dem Schwerpunkt Homiletik, FB Evangelische Theologie, Universität Hamburg, Hamburg

Prof. em. Dr. Wilfried Härle

Fachgebiet: Systematische Theologie (Ethik), Wissenschaftlich-Theologisches Seminar der Ruprecht-Karls-Universität, Heidelberg

Prof. Dr. Michael Herbst

Direktor des Instituts zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung (IEEG), Ernst-Moritz-Arndt-Universität, Greifswald

Prof. Dr. Jan Hermelink

Professor für Praktische Theologie/Pastoraltheologie, Theologische Fakultät, Georg-August-Universität, Göttingen

Bischof Prof. Dr. Dr. h.c. Wolfgang Huber

Vorsitzender des Rates der EKD, Berlin

Prof. Dr. Isolde Karle

Lehrstuhl für Praktische Theologie insbesondere Homiletik, Liturgik sowie Poimenik, Ruhr-Universität, Bochum

Dr. Thorsten Latzel

Oberkirchenrat, Kirchenamt der EKD, Hannover

Prof. Dr. Michael Meyer-Blanck

Evangelisch-Theologische Fakultät, Abteilung für Religionspädagogik, Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn

Prof. Dr. Uta Pohl-Patalong

Institut für Praktische Theologie, Didaktik des Religionsunterrichts; Praktische Theologie mit Schwerpunkt Kirchentheorie und Homiletik, Christian-Albrechts-Universität, Kiel



Tagungsprogramm

Freitag, 23. Januar 2009

- 17:00 – 17:10 **Begrüßung**
Einführung und Hinführung
 Dr. Thies Gundlach
Grußwort
 Prof. Dr. Martin Karrer

Kirche im Spannungsfeld von Gottes Werk und Menschenwerk

- 17:10 – 19:00 **Plenum – Impulsreferate**
 Moderation:
 Prof. Dr. Uta Pohl-Patalong
 Referenten:
 Prof. em. Dr. Wilfried Härle
 Dr. Peter F. Barrenstein
- 20:00 – 21:00 **Arbeitsgruppen**
- 21:00 – 21:45 **Plenum**
 Moderation:
 Prof. Dr. Uta Pohl-Patalong
 – Input aus den Arbeitsgruppen
 – Diskussion
 – Abschluss-Statements der beiden Referenten
- 21:45 **Abendsegen**

Samstag, 24. Januar 2009

08:45 Uhr **Andacht**

Kirche im Spannungsfeld von Gottes Werk und Menschenwerk

- 09:15 – 10:45 **Plenum – Impulsreferate**
 Moderation:
 Prof. Dr. Thomas Erne
 Referent/in:
 Prof. Dr. Jan Hermelink
 Claudia Fischer-Appelt
- 11:15 – 12:15 **Arbeitsgruppen**
- 12:15 – 13:00 **Plenum**
 Moderation:

Prof. Dr. Thomas Erne

Kirche im Spannungsfeld von Versammlung der Gläubigen und offener Gesellschaft

- 14:30 – 16:00 **Plenum – Impulsreferate**
 Moderation:
 Vizepräsident Petra Bosse-Huber
 Referenten:
 Prof. Dr. Hans M. Gutmann
 Prof. Dr. Dr. Michael N. Ebertz
- 16:30 – 17:30 **Arbeitsgruppen**
- 17:30 – 18:15 **Plenum**
 Moderation:
 Vizepräsident Petra Bosse-Huber

Sonntag, 25. Januar 2009

- 09:00 – 10:00 **Gottesdienst**
 Dr. h.c. Peter Bukowski

Zusammenfassung und Ergebnissicherung

- 10:15 – 12:15 **Plenum**
 Moderation:
 Bischof Prof. Dr. Dr. h.c.
 Wolfgang Huber

Beobachtungen aus den Arbeitsgruppen

Landessuperintendent
 Dr. Martin Dutzmann
 Prof. Dr. Isolde Karle
 Pfr. Christoph Anders,
 Direktor des EMW

Podiumsdiskussion

Bischof Prof. Dr. Dr. h.c.
 Wolfgang Huber
 Dr. Peter F. Barrenstein
 Prof. Dr. Jan Hermelink
 Prof. Dr. Hans M. Gutmann
 Prof. Dr. Dr. Michael N. Ebertz

- 12:15 **Abschluss des Symposiums /
 Reisesegen**

- 12:30 Uhr **Ende des Symposiums**

Impressum:

Herausgeber des **Sonderdrucks**:
Kirchenamt der Evangelischen Kirche
in Deutschland
Herrenhäuser Straße 12
30419 Hannover
Internet: www.ekd.de

Zusammenstellung durch
das Gemeinschaftswerk der
Evangelischen Publizistik (GEP)
Frankfurt am Main
in: epd-Dokumentation Nr. 35
Veröffentlicht am 11. August 2009

Druck: Druckhaus Köthen
Umschlaggestaltung:
Anne-Ulrike Thursch Gestaltungskonzepte,
Hannover

Als epd-Dokumentation zu bestellen bei:
Gemeinschaftswerk der
Evangelischen Publizistik (GEP)
Emil-von-Behring-Str. 3
60439 Frankfurt am Main
E-Mail: vertrieb@gep.de

oder als Sonderdruck bei:

Kirchenamt der EKD
Herrenhäuser Straße 12
30419 Hannover
Fax: 05 11 / 27 96 - 457
E-Mail: versand@ekd.de



KIRCHE IM AUFBRUCH